Performative Frauen*körper zwischen diskursiver Herstellung und biografischer Konstruktion

Masterarbeit

an der
Universität Bremen
Fachbereich 12: Erziehungs- und Bildungswissenschaften
Masterstudiengang Erziehungs- und Bildungwissenschaften

Vorgelegt von Katharina Ohletz-Nahrgang

1. Gutachterin: Prof. Dr. Nadine Rose
2. Gutachterin: Prof. Dr. Alisha M.B. Heinemann

Marburg, 11.01.2021

Inhalt

Abkürzungsverzeichnis IV
Tabellenverzeichnis IV
Abbildungsverzeichnis IV
Einleitung 1
1 Theoretischer Rahmen 3
1.1 Begriffsbestimmungen 3
1.2 Zur Frage nach der Materialität von Körpern 7
1.3 Der schöne Frauen*körper 11
1.4 Subjektivierung 19
1.5 Körper und Bildung(skontexte) 24
2 Stand der Forschung 28
3 Forschungsmethodik 33
3.1 Biografieforschung im Kontext von Körperlichkeit und Subjektivierung 34
3.2 Feldzugang und Sample 41
3.3 Datenerhebung: Das biografisch-narrative Interview 44
3.4 Auswahl der Interviews zur Analyse und Transkription 46
3.5 Datenauswertung 47
3.5.1 Narrationsanalyse 47
3.5.2 Adressierungsanalyse 49
3.5.3 Diskussion der Methodenkombination 50
3.6 Forschungsethische Reflexion 52
4 Empirieteil 54
4.1 Rachel 54
4.1.1 Falldarstellung 54
4.1.2 Darstellung der Narrationsanalyse 56
4.1.3 Darstellung der Adressierungsanalyse 60
4.2 Lucia 65
4.2.1 Falldarstellung 65
4.2.2 Darstellung der Narrationsanalyse 68
4.2.3 Darstellung der Adressierungsanalyse 71
4.3 Vergleichende Darstellung der Ergebnisse 75
5 Diskussion 79
6 Zusammenfassung und Ausblick 83
Literatur 86

Anhang 95

Anhang 1 Offizielle Erklärungen zum Urheber_innenrecht, Veröffentlichung der Masterarbeit und elektronischen Überprüfung auf Plagiate 95

Anhang 2 Interviewleitfaden 98

Anhang 3 Transkriptionsregeln 100

Anhang 4 Transkript Rachel 100

Anhang 5 Transkript Lucia 100

CD und Verzeichnis der weiteren, lediglich auf der CD veröffentlichten Anhänge 101

Abkürzungsverzeichnis

AE	Anfangserzählung
BPoC	Black and People of Colour (Selbstbezeichnung für von Rassismus betroffene Menschen)
L.	Lucia (Pseudonym)
R.	Rachel (Pseudonym)
WG	Wohngemeinschaft

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Überblick über das Sample (eigene Darstellung).....43

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Theoretisches Dreiecks-Gebäude (eigene Darstellung) 28

Hinweise zur gendersensiblen Sprache

In der vorliegenden Arbeit wird einheitlich mit der Gender-Gap (bspw. Student_in) kenntlich gemacht, dass Geschlecht nicht binär gedacht wird, sondern die binäre Geschlechterordnung eine hegemoniale Konstruktion ist. Die Gendergap beansprucht, alle Geschlechter mitzudenken. Wenn das gelesene weibliche* „oder“ männliche* Geschlecht relevant wird, wird hinter der (gewünschten Selbst-)Bezeichnung ein Asterisk (*) gesetzt, um so einerseits auf die Konstruktion hinzuweisen und andererseits die Bezeichnung für Alle, die sich dem jeweiligen Geschlecht zugehörig fühlen, offen zu halten (bspw. Frau*). Auch Adjektive wie männlich* werden so gekennzeichnet, jedoch werden Pronomen nicht mit einem Asterisk versehen.

Triggerwarnung

In dieser Arbeit werden Body Shaming, Essstörungen und sexualisierte Gewalt thematisiert.

Einleitung

Schönheitsideale haben in Werbung und Massenmedien oder im Umgang mit Anderen eine alltägliche Präsenz. Es wird suggeriert, dass der junge, schlanke, trainierte Körper schön und damit anzustreben ist (vgl. Posch 2009, S. 85). Vor Allem für die Konstruktion als Frau* haben Schönheitsideale eine hohe Verbindlichkeit (vgl. Flaake 2019, S. 135), sodass von der Frau* als das „‘schöne Geschlecht‘“ (Penz 2010, S. 51) gesprochen wird. Wie stark Schönheitsideale und Lookismus die Gesellschaft strukturieren, zeigt folgende Studie: In Deutschland sagten 7,3% der Befragten (n=3003), dass sie Diskriminierungserfahrungen aufgrund ihres Körpergewichts machten (vgl. Sikorski et al. 2016, S. 333ff.). Die Zahlen steigen für Frauen* und für Menschen, deren Körpergewicht nicht der Norm entspricht: Menschen, die als übergewichtig gelten, sind mit bis zu 38% von Body Shaming betroffen und auch 19,7% der als untergewichtig eingeordnete Menschen sind diskriminierend adressiert worden. Indes sind Frauen* etwa doppelt so oft betroffen wie Männer (vgl. ebd., S. 334). Der Körper wird als gesellschaftliches Strukturierungsprinzip zunehmend verbindlicher und neben Rassismus, Sexismus und Klassismus als eine der zentralen Differenzlinien anerkannt (vgl. Degele, Winker 2007, o.S.). Dabei tritt die Dimension Körper in intersektionalen Verschränkung zu anderen Differenzlinien wie race, class, ability und gender auf, sodass Menschen mit Be_hinderung, Black and People of Colour (BPoC) und/oder nonbinäre Geschlechtsidentitäten auch in einer Ordnung von Schönheit marginalisiert werden. Im Weiteren wird auf Intersektionen von Lookismus zu anderen Differenzlinien nicht eingegangen.

Die Arbeit beschäftigt sich mit der Wirkung der Anforderungen, Ideale und Lookismen auf Frauen*. Ausgehend von einem Verständnis des Körpers als performativ gewordene Konstruktion tut sich folgende Gleichzeitigkeit auf: Einerseits sind Schönheitsideale machtvoll geltend. In Diskursen angelegte Körperbilder strukturieren, wie Körper gedeutet, interpretiert und bewertet werden (vgl. Abraham 2018, S. 16f.). Das (körperliche) Subjekt kann nur in und mit den im Diskurs angelegten Körperbildern (als körperlich intelligibel) entstehen. Andererseits ist das Subjekt den Diskursen nicht ohnmächtig ausgesetzt: In einer körperbiografischen Perspektive kommt der Körper als Prozess und als biografische Konstruktionsleistung des Subjekts in den Blick. Körperbilder werden biografisch-eigensinnig angenommen, umgedeutet und aktualisiert (vgl. ebd.). Schönheitsideale kommen so auch als veränderbar in den Blick. In diesem Verhältnis der gleichzeitigen diskursiven Produktion von Körpern einerseits und der biografisch-eigensinnigen Konstruktion andererseits lautet

die Forschungsfrage der vorliegenden Masterarbeit: *Wie setzen sich Frauen* zu den an sie herangetragenen Schönheitsidealen ins Verhältnis?* Während Körper in Bildungstheorien bisher kaum mitgedacht werden (vgl. Brinkmann 2018, S. 192ff.), wird anschließend versucht, die Prozesse der Verhältnissetzung zu Schönheitsidealen als Bildung(-sprozess) zu rekonstruieren (vgl. Rose 2013, S. 168f.). Eine zweite Frage lautet daher: *(Inwiefern) lässt sich der Umgang mit gesellschaftlichen Anforderungen an den Körper als bildungsrelevant verstehen?* Um diese Fragestellungen zu beantworten, wurden mit biografisch-narrativen Interviews die Körperbiografien von Frauen* im Alter zwischen 25 und 35 Jahren erhoben[1] und mit den Instrumenten der Narrations- und Adressierungsanalyse ausgewertet.

Die Arbeit ist wie folgt angelegt: Der theoretische Teil kreist um die drei Punkte Körper (-normierung), (Körper-)Biografie und Subjektivierung. Nach einführenden Begriffsbestimmungen wird das Verständnis eines performativ gewordenen Körpers ausgeführt. Daran anschließend wird bestimmt, welche Normen für als schön gelesene Körper gelten. Mit der Perspektive der Subjektivierung wird sodann eine Lesart eingenommen, die Subjekte als durch und im Diskurs hervorgebracht/sich hervorbringend denkt, ihnen gleichzeitig aber auch Handlungsfähigkeit zuspricht. Den theoretischen Teil beendet eine Auseinandersetzung mit Thematisierungen von Körper in Zusammenhang mit Bildung. Der methodologische und methodische Teil der Arbeit wendet sich zunächst den zu Grunde liegenden Prämissen der Biografieforschung in Bezug auf Körper und Subjektivierung zu. Daran anschließend wird das methodische Verfahren der Datenerhebung und –auswertung mit der Narrations- und Adressierungsanalyse dargelegt. Dieser Teil schließt mit einer auf das methodische Vorgehen gerichteten Reflexion. Sodann werden im Empirieteil die Körperbiografien von zwei befragten Frauen* vorgestellt. Der analysierende Blick folgt dabei einer Suchbewegung, die von der erzählten Gesamtgestalt der Biografie kleinteiligere Szenen vergrößernd aufzieht, um die darin enthaltenen bzw. artikulierten Verhältnissetzungen von sich zu Anderen und zu aufgerufenen Schönheitsidealen zu analysieren. Anschließend wird der Blick im Fallvergleich wieder geweitet. Bezogen auf das vorher angelegte Bildungsverständnis wird danach gefragt, inwiefern sich in den Biografien Körper-Bildungs-Prozesse rekonstruieren lassen. Die Daten werden im Diskussionsteil zudem einer kritischen Prüfung unterzogen. Abschließend wird ein Fazit gezogen und ein Ausblick gegeben.

[1] Auch wenn dies ein Kriterium zur Auswahl der Interviewpartnerinnen* war, haben sich ausschließlich weiße, akademisch geprägte, befähigte cis-Frauen* zurückgemeldet (s. Kapitel 3.2 und 3.6). Die Arbeit kann also auch vor dem Hintergrund des Samples keinen Anspruch erheben, Intersektionalität zu berücksichtigen.

1 Theoretischer Rahmen

Der Körper ist in den Sozialwissenschaften „(bislang) kein kanonisierter Begriff“ (Villa 2008b, S. 202). Bereits die Sprache von „dem Körper“ im Singular ist trügerisch: Der Körper unterliegt vielfachen kontextgebundenen, historischen und sozialen Deutungen, sodass bereits derselbe (materielle) Körper unterschiedlich erscheint (vgl. ebd., S. 202). So kritisiert Villa an dem Begriff: „DER Körper ist eine Abstraktion, die eher im Dienste statistischer Regulierung steht, als dass dieser als Objekt und im Singular der Realität lebensweltlicher Praxen zwischen normierenden Diskursen und praxeologischem Eigensinn entspräche“ (ebd., S. 214, Herv. i. Orig.). Müller (2010, S. 155) weist mit dem Begriff „Körperlichkeit“ (ebd.) einerseits auf die noch ausbleibende Begriffsbestimmung des Körpers hin und akzentuiert damit andererseits, dass „nicht von einem (unmittelbar) erkennbaren gegebenen (natürlichen) Körper ausgegangen werden kann“ (ebd.). Nachfolgend werden zentrale Begriffe näher bestimmt und dadurch eingekreist, wie Körper in der vorliegenden Arbeit gedacht werden. Damit wird eine performative Lesart von Körpern vorgeschlagen.

1.1 Begriffsbestimmungen

Eine grundlegende und viel rezipierte begriffliche Unterscheidung ist die des Körper-Habens und Leib-Seins: Die Dimension des Körper-Habens beschreibt, dass Menschen mit einem Körper ausgestattet sind, mit dem sie der Welt begegnen, über den sie verfügen, den sie inszenieren, manipulieren und instrumentell einsetzen. Indem der Körper als Objekt betrachtet werden kann, gelingt es, zu ihm auf Distanz zu gehen und ihn zum Gegenstand der Reflexion zu machen (vgl. Villa 2008b, S. 201f.). Daneben beschreibt die Dimension des Leib-Seins das bewusste wie auch (zu einem überwiegenden Teil) unbewusste und präreflexive Spüren und Wahrnehmen (vgl. ebd.). Der Leib stellt das „unmittelbare, nichtrelativierbare innere Erleben“ (ebd., 201) dar. Beide Dimensionen sind miteinander als „Körperleib“ (Villa 2007, S. 20) verwoben und können nur analytisch getrennt werden.

Sowohl der Körper als auch der Leib sind von sozialen Ordnungen durchzogen: „Der Körper ist soziales Körper*wissen*“ (Villa 2011, S. 223, Herv. i. Orig.): Bspw. werden Körperformen als Busen oder Penis benannt und als geschlechtlich eindeutige Körper(formen) eingeordnet und gelesen. Der Leib wird demgegenüber zwar als „radikal subjektive“ (Villa 2007, S. 19) Dimension beschrieben, da jede Person notwendigerweise das Körperwissen selbst wahrnimmt und spürt. So können die Körperformen unterschiedlich erlebt und gedeutet werden (vgl. Villa 2011, S. 225ff.). Jedoch ist die Bestimmung dessen, was (nicht)

wahrgenommen wird und wie es gedeutet, benannt und mitgeteilt wird, sozial konstruiert. Der Leib ist nicht unmittelbar, sondern nur über (sprachliche) Bilder und verfügbare Deutungsmöglichkeiten zugänglich, die die Wahrnehmung strukturieren (vgl. ebd., S. 224). So kann festgehalten werden:

> „*Wie* Menschen ihren Körper wahrnehmen und *wie* sie ihn behandeln – wie sie ihn deuten, was sie ihm zumuten, wie sie für ihn sorgen, was sie an ihm fühlen, was sie durch ihn von der Welt fühlen und wo sie fühllos sind – speist sich aus sozial kolportierten expliziten und impliziten Diskursen über den Körper“ (Abraham 2018, S. 17, Herv. i. Orig.)

Die diskursiven Vorstelllungen von und Erwartungen an Körper nennt Abraham „Körperbilder“ (ebd., S. 16). Sie definiert Körperbilder als „alle gedanklichen sowie in materialer und praktischer Weise am, mit und durch den Körper realisierten Vorstellungen und Repräsentationen vom Körper […], die im Rahmen einer je spezifischen Kultur auffindbar sind“ (ebd.). Jegliche „diskursiven Praktiken - zu denen das Fühlen, Denken, Phantasieren und Sprechen ebenso gehören wie das Malen, bildnerisches Gestalten, Fotografieren und Filmen“ (ebd.) entwerfen Körperbilder, die sich einerseits an zu Verfügung stehenden Deutungen des Körpers bedienen, andererseits diese neu interpretieren, fortschreiben oder erweitern (vgl. ebd.). Über das äußerliche Bild hinaus enthalten Körperbilder Normen der Lebensführung und –gestaltung, d.h. Vorstellungen davon, was ein gutes, erfolgreiches Leben ausmacht und damit verknüpfte Vorstellungen von Gesellschaft. Während auf äußerlicher Ebene bspw. das Bild eines schlanken, sportlichen Körpers hegemonial ist, ist darin als Norm der Lebensführung die Aufforderung nach Selbstkontrolle und Selbstoptimierung enthalten (s. Kapitel 1.3). Weiter geht mit Körperbildern eine soziale Positionierung einher: Körperbilder sind verbunden mit Vorstellungen einer Ordnung und Gruppierung. So wird der Körper einem bestimmten Geschlecht, einem Alter, einer natio-ethno-kulturellen Herkunft, einer Klasse[2] usw. zugeordnet (vgl. ebd., S. 17). Körperbilder wirken auf die Identitätsbildung, gerade weil sie nicht nur äußerliche Bilder transportieren, sondern damit Vorstellungen der Lebensführung und soziale Positionierungen einhergehen (vgl. ebd.). Indem sie Interpretations- und Deutungsschemata anbieten, prägen Körperbilder, wie der eigene und andere Körper wahrgenommen und gedeutet werden. Gleichzeitig sind Körperbilder aber nicht statisch, sondern veränderbar und sie wirken unterschiedlich stark:

> „Für das Subjekt ist die Frage nach der Beschaffenheit kulturell existierender Körperbilder sowie die Frage nach der Qualität und Stärke ihrer Verbindlichkeit und Veränderbarkeit eng ver-

[2] Auch diese Differenzkategorien werden in der vorliegenden Arbeit als performativ erzeugte Wirklichkeiten verstanden s. Kapitel 1.2.

> knüpft mit Fragen der Konstituierung des Selbst und der Identitätsbildung im Prozess des gelebten Lebens“ (ebd., S. 16).

Dies ermöglicht, Subjekte nicht den Diskursen ohnmächtig gegenüber, sondern handelnd zu denken. Körperbilder werden von den Subjekten „biographisch angeeignet, mit Leben gefüllt oder abgelehnt“ (ebd., S. 16). Subjekte erscheinen damit sowohl als Rezipient_innen als auch als Produzent_innen von Körperbildern im Diskurs:

> „Subjekte greifen auf bestehende, räumlich oder emotional naheliegende oder sich neu entwickelnde und attraktiv erscheinende Deutungsangebote zum Körper zurück und schreiben durch die Art, *wie* sie mit diesen Deutungsmöglichkeiten im Einzelnen umgehen – etwa im Sinne einer Bestätigung und Verfestigung oder im Sinne einer Lockerung, Verfremdung oder Verwerfung bestehender Körperbilder – an der kollektiven Geschichte von Körperdeutungsmöglichkeiten mit“ (ebd., Herv. i. Orig.).

Dies spricht dem Subjekt Handlungsfähigkeit zu, bestehende Körpernormierungen und Ordnungen zu verändern (vgl. ebd., S. 18), wobei die Aushandlung von Normen selten als intentionaler oder bewusster Vorgang zu verstehen ist (vgl. Butler 2001, S. 13ff., s. Kapitel 1.4). Mit der biografischen Aneignung von Körperbildern ist angesprochen, was Abraham als „*überschießendes*“ oder „*ideosynkratische[s] Moment*“ (Abraham 2018, S. 18, Herv. i. Orig.) bezeichnet: Wahrnehmungen und Deutungen von Körpern gehen in den diskursiven Ordnungen nicht vollständig auf, sondern sind vor dem Hintergrund der individuellen biografischen Gesamtformung stets auch besonders und eigensinnig.

Die biografische Aneignung von Körperbildern verweist damit auf zwei weitere Aspekte: Auf die temporale Struktur von Körperlichkeit sowie auf ihre Narration. Hieran schließt der Begriff „*Körperbiographie*“ (Gugutzer 2008, S. 184, Herv. i. Orig.) an, der sich an den Biografie-Begriff (s. Kapitel 3.1) anlehnt. Eine Körperbiografie entsteht somit erst (performativ) durch die biografische Erzählung: „Unter einem narrativen Gesichtspunkt stellt sich die Körpergeschichte als Produkt bzw. Konstruktion biographischer Selbsterzählungen dar“ (ebd.). Individuen stehen vor der Aufgabe, vielschichtige körperliche Erfahrungen, eines sich auch materiell verändernden Körpers, in eine „stimmige, konsistente Körperbiographie“ (ebd.) zu integrieren. Körperlichkeit ist somit ein lebenslanger „Entwicklungs- und Kennenlernprozess“ (ebd.). Dabei geben besonders „[l]eib-körperbiographische Schlüsselerlebnisse“ (ebd.) Anlass zur Reflexion und Narration. Solche Schlüsselerlebnisse stellen „Brüche und Diskontinuitäten in der Körperbiographie“ (ebd.) dar, wie bspw. eine Krankheit[3], ein Unfall oder eine Geburt (vgl. ebd.). Diese werden stark erinnert und er-

[3] „Gesundheit“ und „Krankheit“ werden hier anschließend an die performative Lesart von Körpern als soziale und biografische Konstruktion dessen, was als körperlich gesund und krank gedeutet wird, verstanden. Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit unterliegen diskursiven Wissensordnungen, die v.A. vom me-

zählt, da der Körper hier aus seiner Selbstverständlichkeit, Verfügbarkeit und Funktionalität herausfällt und zum Gegenstand der Reflexion wird (vgl. ebd.). Auch Body Shaming (s. Kapitel 1.3) kann m.E. ein körperbiografisches Schlüsselerlebnis darstellen, da der Körper durch verletzende Aussagen aus dem Unbewussten heraustritt. Die Körperbiografie hat daneben auch eine handlungsbezogene, „praktische Seite der Konstruktion" (ebd.): Die lebensgeschichtlichen Veränderungen von Körperlichkeit können eine Aktualisierung des Umgangs mit dem Körper bewirken. So kann es durch eine veränderte Körperlichkeit, bspw. aufgrund der Abnahme von Körperfunktionen durch das Altern oder eine Verletzung, notwendig sein, Handlungsweisen, in denen der Körper zum Einsatz kommt, zu verändern (vgl. ebd.). Außerdem wird der Körper bewusst manipuliert, um eine bestimmte gewünschte Wirkung zu erzielen oder bestimmte Vorstellungen zu verkörpern: „Der Körper wird zunehmend als ein reflexives Identitätsprojekt wahrgenommen, an dem ein Leben lang gearbeitet werden kann (soll oder muss)" (ebd., s. Kapitel 1.3).

Das Subjekt konstruiert also in Aushandlung mit diskursiven Körperbildern in einem biografischen und narrativen Prozess ein Körperselbstbild[4]. Dieses entsteht relational einerseits durch „*biographische Vergleiche*" (ebd., S. 185, Herv. i. Orig.) in Bezug zur eigenen Körperbiografie. Hier wird der Maßstab am eigenen Körper, seinem (gedeuteten) früheren Zustand und seinen früheren Fähigkeiten angelegt. Andererseits wird durch „*intersubjektive Vergleiche*" (ebd., Herv. i. Orig.) mit Körpern anderer Personen das eigene Körperbild bewertet. Hier sind nicht nur erfahrbare Körper im sozialen Umfeld gemeint, sondern auch Idealbilder, die in Werbung und Massenmedien vermittelt werden. „Andere [werden] als normativer Maßstab gewählt, unabhängig davon, wie realistisch oder realisierbar dieser für einen selbst ist" (ebd.). Durch die Differenz vom subjektiven Körperselbstbild zu einem eigenen früheren oder zu einem anderen Körper wird Identität konstruiert (vgl. ebd.).

Der Körper ist somit nicht eindeutig, starr und gegeben. „Vielmehr ist davon auszugehen, dass individuelle Körper und ihre komplexen Details – Formen, Sinne oder individuelles Eigenerleben z.B. – geschichtlich konstituiert und damit dynamisch bzw. prozessual sind" (Villa 2008b, S. 202). Körper haben eine „individuelle wie gesellschaftliche Geschichte"

dizinischen Diskurs verfestigt werden. Das, was als Krankheit oder Gesundheit gilt, wird im biografischen Erfahrungszusammenhang mit Sinn- und Deutungsschemata belegt (vgl. Hanses, Richter 2011, S. 137f.).

[4] Gugutzer (2008, S. 185) nutzt für die identitätsstiftende Dimension des Körpers ebenso den Begriff „Körperbild" (ebd.). In Abgrenzung zu der oben eingeführten Verwendung des Begriffs Körperbilder für diskursive Vorstellungen von und Anforderungen an Körper, schlägt die Autorin vor, den Begriff zur Unterscheidung zu präzisieren und für die identitätsstiftende, selbstbewertende Dimension den Begriff „Körperselbstbild" zu verwenden. Gleichzeitig bleibt dieser Begriff an das Körperbild angeschlossen und verweist damit auf die wechselseitige Konstruktion diskursiven und subjektiven Wissens.

(ebd.), womit Villa zwischen der Ebene der (individuellen) Körperbiografie und dem diskursiv-performativen Werden von Körpern (s. Kapitel 1.2) unterscheidet. Die These, dass der Körper erst durch und in Diskursen entsteht, sowie eine soziale und biografische Konstruktion ist, irritiert, da sie den Körper in seiner „realen Stofflichkeit" (Villa 2003, S. 78) nicht zu berücksichtigen scheint. Butler (1995, S. 21ff.) liefert auf die Frage nach der Materie des Körpers eine Antwort. Dem widmet sich das folgende Kapitel.

1.2 Zur Frage nach der Materialität von Körpern

Den Körper als soziale und biografische Konstruktion darzulegen, zieht unweigerlich die Frage nach sich, wie Materie und Körper im Verhältnis stehen, oder wie Villa fragt: „Was hat es also mit der Materialität des Körpers auf sich?" (Villa 2003, S. 79). Die Materialität des Körpers ist nach Butler (1995, S. 21ff.) selbst „*performativ*" (ebd., S. 54, Herv. i. Orig.) hergestellt. Unter Performativität versteht sie „die ständig wiederholende und zitierende Praxis, durch die der Diskurs die Wirkung erzeugt, die er benennt" (ebd., S. 22). So gibt es keinen „natürlichen" biologisch-geschlechtlichen Körper außerhalb oder vorgängig des Performativen. Vielmehr wird eine „bestimmte gesellschaftliche Existenz des Körpers erst dadurch möglich, daß er sprachlich angerufen wird" (Butler 2006, S. 15). Sie wendet sich damit gegen einen Körper-Begriff, der Materie als irreduzible Tatsache betrachtet (vgl. Butler 1995, S. 51ff.) und der damit „eine problematische geschlechtsspezifische Matrix […] ontologisiert und fixiert" (ebd., S. 53)[5]. Folglich steht der Prozess der Materialisierung, der die Materie performativ erzeugt, im Kern von Butlers Interesse. Sie plädiert für

> „eine Rückkehr zum Begriff Materie, jedoch nicht als Ort oder Oberfläche vorgestellt, sondern als *ein Prozeß der Materialisierung, der im Laufe der Zeit stabil wird, so daß sich die Wirkung von Begrenzung, Festigkeit und Oberfläche herstellt, den wir Materie nennen*" (ebd., S. 31, Herv. i. Orig.).

Sie hält an dem Begriff der Materialität fest, denkt ihn aber als „etwas zu Materie Gewordenes" (ebd.). Butler räumt selbst ein: „Zu behaupten, die Materialität des biologischen Geschlechts sei durch eine ritualisierte Wiederholung von Normen konstruiert, ist wohl kaum eine These, die sich von selbst versteht" (ebd., S. 15). Daher legt sie anhand der drei Begriffe „Konfiguration", „Morphe" und „Naturalisierung" den Prozess der Materialisie-

[5] Mit der geschlechtsspezifischen Matrix beschreibt Butler die normative Ordnung von Geschlecht (sex), Geschlechtsidentität (gender) und Begehren. So wird eine binäre Geschlechterordnung und die Norm der Heteronormativität (oder Zwangsheterosexualität) etabliert. Um geschlechtlich intelligibel zu sein, muss eine ordnungsgemäße Verbindung zwischen sex, gender und Begehren produziert werden (vgl. weiterführend Butler 2018, S. 37ff.).

rung des Geschlechtskörpers dar. Villa (2003, S. 88ff.) bezieht den Prozess der Materialisierung an einigen Stellen auf die Konstruktion von Schönheit, worauf an passenden Stellen eingegangen wird[6].

Der Begriff der Konfiguration knüpft an Butlers Verständnis der Performativität an. Das Materielle und die Wahrnehmung von Materialität sind der Sprache nicht vorgängig, sodass Sprache den „natürlichen" Körper beschreibe, sondern Sprache stellt den Körper performativ her: „Wenn ich etwa sage, ein Körper sei groß, krank, dunkel oder schlank, so beschreibe ich damit nicht natürliche Tatschen, sondern ‚konstruiere' bestimmte Qualitäten eines Körpers, die ihrerseits sedimentierte Geschichte sind" (ebd., S. 90). Eine Bezugnahme auf den „wirklichen", „natürlichen" Körper ist allein deshalb nicht möglich, weil jede Bezugnahme wiederum ein performativer Akt ist. Dies bedeutet, „daß es keine Bezugnahme auf einen reinen Körper gibt, die nicht zugleich eine weitere Formierung dieses Körpers wäre" (Butler 1995, S. 33). Butler pointiert: „Das Anatomische ist niemals außerhalb seiner Begriffe gegeben" (ebd., S. 126). Die performative Herstellung von Körpern geschieht über einen langen Zeitraum, wie Villa am Beispiel von „Übergewicht" zeigt: Körper, die einer bestimmten Norm eines Verhältnisses von Körpergewicht zu Körpergröße nicht entsprechen, werden als „übergewichtig" und somit als „psychisch oder physisch unnormal definiert" (Villa 2003, S. 90). Diese Norm ist höchst diffus, dennoch erweist sie sich als wirkmächtig und produktiv, denn sie „kann eine Fülle von Gefühlen, Erfahrungen und körperlichen Praxen bedingen: Arztbesuche, Diäten Scham, Ausgrenzung – vielleicht aber auch Stolz, Trotz, Widerstand, Glück, Genuss" (ebd.). Der medizinische Diskurs misst und kategorisiert den Körper in Diagnosen, Maßstäben, „Normalmaßen" und Befunden. Er normalisiert und legitimiert damit das produzierte Wissen. Da es neben dem medizinischen Diskurs verschiedene weitere über den Körper gibt, müsste der Begriff Materialität im Plural verwendet werden (vgl. Butler 1995, S. 98). Diese Diskurse haben jeweils Geschichte und sind auf beständige Wiederholungen der eingelagerten Normen angewiesen. Gleichzeitig ist Körper nicht nur Sprache, „Sprache erhält den Körper nicht, indem sie ihn im wörtlichen Sinn ins Dasein bringt oder ernährt. Vielmehr wird eine bestimmte *gesellschaftliche* Existenz des Körpers erst dadurch möglich, daß er sprachlich angerufen

[6] Auch Ahmed (2002, S. 46ff.) folgt der diskursiv-performativen Herstellung von Körpern und beschreibt daran angelehnt die Materialisierung von „Racialized Bodies", wobei der durch koloniale Interessen geprägte und durch legitimierende Wissenschaftsdiskurse unterstützte Prozess der Konstruktion von Schwarzen Körpern verschleiert wird. Gleichzeitig beleuchtet sie die Seite, was es bedeutet, einen Körper zu bewohnen, der von Rassismus betroffen ist, und wendet sich damit seiner erlebten Erfahrung („lived experience" (ebd., S. 54)) zu: „What does ist mean to inhabit a body that is seen as black?" (ebd., S. 55).

wird“ (Butler 2006, S. 15, Herv. KON). Ein Körper, „dem noch keine gesellschaftliche Definition verliehen wurde“ (ebd.) ist mit Butler aber nicht denkbar.

Der Begriff Morphe „wendet sich der psychischen Dimension des Körpers zu“ (Villa 2003, S. 93). Butler (1995, S. 103ff.) knüpft damit an den Begriff der Morphologie von Lacan an, der beschreibt, „wie sich die individuelle Morphologie biografisch und sozialisatorisch durch die Sprache formt“ (Villa 2003, S. 93). Als Morphe wird in der Psychoanalyse das individuelle Bild eines Menschen bezeichnet, das er_sie von dem eigenen Körper entwirft. Der Mensch verortet sich damit innerhalb seiner Körpergrenzen und identifiziert sich mit diesen in einem stetigen, nie abgeschlossenen Prozess (vgl. Butler 1995, S. 109). Butler schließt kritisch an die Idee der Morphe an, indem sie einwendet, dass „das spekuläre Bild des Körpers […] selbst eine *Antizipation*, ein konjunktivistischer Entwurf“ (ebd., S. 108, Herv. i. Orig.) ist. Der Blick auf den eigenen Körper bzw. in den Spiegel zeigt nicht den Körper, von dem gedacht wird, ihn in seiner realen Beschaffenheit zu betrachten. Vielmehr ist der auf sich gerichtete Blick von Vorstellungen, Idealen, Normen und Fantasien, wie der Körper sein sollte, vorstrukturiert:

> „Der Körper im Spiegel stellt keinen Körper dar, der sich sozusagen vor dem Spiegel befindet: Der Spiegel produziert, selbst wenn dies von dem nicht-repräsentierbaren Körper ‚vor dem Spiegel‘ ausgelöst wird, jenen Körper als seine delirierende Wirkung – ein Delirium, nebenbei gesagt, das wir zu leben gezwungen sind“ (ebd., S. 126).

Während für Butler der zweigeschlechtliche, heterosexuelle Körper im Zentrum der „morphogenetische[n] Identifizierungen“ (ebd.) steht, führt Villa in Anschluss daran aus: „Wir machen uns Vorstellungen von dünn, groß oder sportlich und sehen unsere Körper durch diese Vorstellungen hindurch“ (Villa 2003, S. 94). Dabei ist der phantasmatische Körper immer eine idealisierte Abstraktion, ein „Delirium“ (Butler 1995, S. 126). Der spezifische Körper geht nie vollständig in dem Idealbild auf, sondern stets darüber hinaus bzw. scheitert er beständig an dem Idealbild. So ist „das Ideal des perfekten weiblichen oder männlichen Körpers eine letztendlich unerreichbare Phantasie“ (Villa 2003, S. 96), die auch durch eine Vielzahl an „Schönheits-Operationen“ nicht erreichbar ist (vgl. ebd.). Durch das Auseinanderfallen von Erscheinung und Idealbild ist die Identifikation mit dem Körper nie abgeschlossen, sondern sie wird „beharrlich konstituiert, angefochten und verhandelt“ (Butler 1995, S. 109). Das Subjekt befindet sich somit in einem „konstitutiven Schwanken“ (ebd., S. 126) seiner Identifizierung mit dem Körper. Die Vorstellungen, wie der Körper zu sein hat, sind zwar „diffus und letztendlich nicht definierbar. Wann genau ist ein Körper dünn? Wie genau sieht ein sportlicher Körper aus?“ (Villa 2003, S. 94). Dennoch

vermögen sie einerseits, den Körper zu begrenzen, indem sie das körperlich Intelligible[7] bestimmen, andererseits sind sie notwendig, um den eigenen Körper überhaupt zu fassen. Die Denkfigur der Morphe als gleichzeitige Ermöglichung und Begrenzung des Körpers ist parallel zu der Figur der Subjektivierung (s. Kapitel 1.4) zu denken: Materie bzw. Subjekte entstehen erst durch die regulierenden Diskurse, gehen jedoch als spezifische Körper bzw. Subjekte nicht vollständig in dem Idealbild auf (vgl. ebd.). Enthalten ist auch die Möglichkeit, Idealbilder subversiv zu unterwandern (vgl. Villa 2011, S. 157f., s. Kapitel 1.4).

Wenn der Körper performativ konfiguriert wird und jedes Bild vom Körper vorstrukturiert ist, wie denkt Butler dann Natur? Butler will den „radikalen linguistischen Konstruktivismus“ (Butler 1995, S. 26) überwinden. Dieser meint, dass es eine der Sprache vorgängige Natürlichkeit gebe, auf die Sprache zurückgreife und die sie in Begriffen und Figuren offeriere (vgl. ebd., S. 25f.). Das Geschlecht (sex) nimmt im Diskurs einen solchen Status als „das radikal Nicht-Konstruierte“ (Butler 2018, S. 24) ein, während die Geschlechtsidentität (gender) dem Sozialen zugeschrieben wird. Diesen Dualismus will Butler überwinden. Sie denkt das Konzept „Natur“ neu, indem sie die Natur selbst als konstruiert offenlegt:

> „Wenn auf das ‚biologische Geschlecht‘ Bezug genommen wird als etwas, was dem sozialen Geschlecht vorgängig ist, wird es selbst zum Postulat, zu einer Konstruktion, die in der Sprache als das offeriert wird, was der Sprache und der Konstruktion vorhergeht. Dieses biologische Geschlecht, von dem postuliert wird, es sei der Konstruktion vorgängig, wird jedoch aufgrund seines Postuliert-Seins zur Wirkung des gleichen Postulierens, zur Konstruktion der Konstruktion“ (Butler 1995, S. 26).

Natur bzw. das, was als natürliches biologisches Geschlecht oder geschlechtliches Merkmal gilt, hat selbst Geschichte. Jedoch wird diese Geschichte verschleiert und der Ort der Einschreibung, der zweigeschlechtliche Körper, als Natur-Gegeben postuliert und konstruiert (vgl. ebd., S. 25). Butlers Begriff der „Naturalisierung“ meint damit den Prozess der Herstellung von bspw. dem geschlechtlichen Körper als „natürlich“.

An dem Verständnis des Körpers als performativ entstehende Materie wird kritisiert, dass „Butler einen abstrakten, universalen, homogenen und erlebnisunfähigen ‚Konstruktionskörper‘ voraus [-setzt]“ (Duden 2008, S. 602). Damit werde individuelles Erleben und Spüren (bspw. als Frau*, als BPoC, als nonbinär) negiert. Zwar nimmt Butler auf schmerzliche Erfahrungen durch verletzende Anrufungen Bezug (vgl. Butler 2006, S. 9ff.), gehe aber nicht vertiefend auf das Spüren ein (vgl. Villa 2003, S. 140). Weiter verweist Villa auf die Relevanz, den Körper als individuellen Ort und individuelles Erleben eines autonomen

[7] Intelligibilität meint das in gesellschaftlich hervorgebrachten Normen Anerkannte. Ein Subjekt ist intelligibel, also sozial anerkennbar, wenn es in Kohärenz und Kontinuität zu den gesellschaftlich hervorgebrachten Normen entsteht (vgl. Butler 2018, S. 38; Villa 2003, S. 158).

Selbst zu denken, um bspw. Gewalt an (bspw. weiblichen*, BPoC, schwulen) Körpern zu thematisieren. So kämpfte bspw. die Frauen*bewegung der 70er Jahre mit dem Slogan „Mein Bauch gehört mir“ gegen das Abtreibungsverbot (vgl. ebd., S. 139)[8]. Butler selbst hält den Körper, dadurch dass sie ihn als Prozess der Materialisierung und nicht als Status auffasst, in dieser Unabgeschlossenheit offen für „Möglichkeiten der Re-Materialisierung“ (Butler 1995, S. 21; vgl. ebd., S. 52ff.) ist. Sie denkt den Geschlechtskörper performativ, nicht aber durch den Diskurs determiniert: Subjekte sind im Diskurs auch handlungsfähig und produktiv (s. Kapitel 1.4).

Diese performative Denkfigur von Körpern soll dazu beitragen, Reifizierungen von Körperidealen zu vermeiden. Statt Körper als „naturgegeben“ weiblich/männlich, dick/dünn, schön/hässlich zu setzen, kommen so die Fragen nach der Legitimationskraft aber auch Veränderlichkeit solcher Diskurse in den Blick. Doch welche Körperbilder sind dies (im deutschsprachigen Raum) für Frauen* konkreter? Die für diese Arbeit relevanten Schönheitsideale sollen im nächsten Kapitel vorgestellt werden.

1.3 Der schöne Frauen*körper

Nachdem in den vorangegangenen Kapiteln zentrale Begriffe eingeführt und (Frauen*-) körper als performativ gewordene Materie beschrieben wurden, thematisiert dieses Kapitel Normen, die Frauen* bedeuten, was und wie ein „schöner“, „richtiger“, „normaler“ Frauen*körper sei[9]. Die Herstellung von Weiblichkeit ist eng verbunden mit Vorstellungen von Schönheit: „Ein Kern des Selbstverständnisses – ihre ihnen gesellschaftlich zugewiesene Weiblichkeit – ist stark gebunden an vorgegebene Ideale von Schönheit und Attraktivität“ (Flaake 2019, S. 135). Zwar gelten Schönheitsnormen auch für Männer*, jedoch sind sie für Männer* weniger verbindlich, da sie weniger anhand ihrer Erscheinung beurteilt werden, sondern aufgrund ihrer Erfolge, Fähigkeiten und Leistungen, die auch körperlich und sportlich sein können. Bei Frauen* hingegen wird stets auch ihr Körper und ihr Aussehen

[8] Zur ausführlichen Kritik s. Villa (2003, S .137ff.) und Duden (2008, S. 601f.).

[9] Der Begriff „Schönheitsideal“ verweist auf die Konstruktion dessen, was als „schön“ gilt, schließlich ist ein Ideal „nur gedacht, geistig vorgestellt“ („Ideal“, in: DWDS o.J., o.S.), gleichzeitig aber „vorbildlich, mustergültig“ (ebd.). Das Ideal ist das Leitmotiv des Handelns, auch wenn es nicht erreichbar ist, da es stets eine gesteigerte Wirklichkeit (ab)bildet (vgl. ebd.). Der Begriff „Körpernormen“ betrifft das Denken des Körpers allgemeiner und setzt ebenso an der Konstruktion dessen an, was als „richtig“ und „falsch“, „gut“ und „schlecht“ etc. durchgesetzt wird. Mit dem Verweis auf Normen wird stärker die Verbindlichkeit und positive wie negative Sanktionierung von Normabweichungen betont (vgl. „Norm“, in: DWDS o.J., o.S.). Schönheitsideale werden als Teil (von vielen) Körpernormen verstanden. Die Begriffe werden im Folgenden synonym verwendet.

mit bewertet (vgl. ebd.). Dass für Frauen* Schönheit historisch bis heute[10] relevanter und bedeutsamer ist als für Männer*, ist in patriarchalen und heteronormativen Machtstrukturen zu begründen (vgl. Penz 2010, S. 51): Frauen* verfügen bis heute strukturell weniger über Macht als Männer*. Die Unterordnung zeigt sich in strukturellen sozialen Ungleichheiten, bspw. dem Gefälle der Wertschätzung von Lohnarbeit gegenüber Carearbeit, aber sie schreibt sich auch in „motorischen Schemata" (ebd.) in den Körper ein, sodass Frauen* bspw. im Sitzen weniger Raum einnehmen als Männer*. Sie zeigt sich schließlich auch in der „Blickkultur" (ebd., S. 52), in der Männer* das „Sehen haben" (vgl. ebd.). Die Frau* macht die „Selbsterfahrung, dass das Körperbild den Gegenstand männlicher Wahrnehmung" (ebd., S. 51) bildet. Dies bewirkt, dass sich „Frauen als das ‚schöne Geschlecht' begreifen" (ebd.) und Schönheit mit „Weiblichkeit und weiblicher Selbstinszenierung assoziiert" (ebd., S. 35) wird. Dementsprechend wird Schönheit(shandeln) auf die Anerkennung des männlichen* Blickes ausgerichtet (vgl. ebd., S. 52), während dadurch gleichzeitig die „Macht des männlichen Blicks" (ebd.) aufrechterhalten und die „relative Machtlosigkeit des weiblichen Geschlechts" (ebd.) ausgedrückt wird. Diese Hinweise zeigen einerseits, dass Frau*-Sein (auch) über Schönheit konstruiert wird: „Schönheit gehört (…) zum Frausein" (Schaufler 2002, S. 170), sowie andererseits Schönheit für Frauen* existenzieller ist bzw. bedeutet wird, zu sein. Daher wird sich im Folgenden auf Diskurse über „Schönheit" in Verbindung mit Weiblichkeit* beschränkt[11].

Bevor dieser Diskurs näher betrachtet wird, ist vorab mit Friedrich (1997, S. 164ff.) darauf hinzuweisen, dass „Schönheitsforschung" (ebd., S. 165) historisch in „rassistischen und sexistischen Implikationen" (ebd.) verhaftet ist, „die nicht zuletzt durch Kontinuitäten zur und seit der nationalsozialistischen Biopolitik von größter Brisanz sind" (ebd.). Soziobiologische Forschungen, deren Repräsentativität und Objektivität Friedrich (ebd., S. 166) widerlegt, befördern den weißen, befähigten, jungen Körper zum Ideal der Schönheit in rassistischen Verhältnissen und zum idealen Körper der Reproduktion. Solch rassistische, sexistische und naturalistische „Machtstrukturen […] werden heute in einer subtileren, doch höchst folgenreichen Weise fortgeschrieben in der Humanbiologie, der evolutionären

[10] Die Analyse historischer Dokumente zum Ende des 18. Jahrhunderts bezieht Schaufler (2002, S. 193ff.) auf aktuelle Körperbilder und stellt fest, dass die Anforderung von Schönheit nach wie vor für Frauen* (-körper) gilt, auch wenn sich die Ziele, die durch Schönheit erreicht werden sollen, verschoben haben (vgl. ebd., S. 199).

[11] Auch Diskurse in Bezug auf race, Be_hinderung, Geschlecht und Heteronormativität erzeugen Körperbilder und spezifische, intersektionale Diskriminierungen. Auf sie kann in dieser Arbeit jedoch nicht eingegangen werden.

Psychologie, der Genetik und der Industrieanthropometrie[12]“ (ebd., S. 178). Einer Erforschung dessen, was Schönheit naturalistisch gedacht ist, ist aus diesen Gründen eine höchst kritische Angelegenheit und hier nicht Gegenstand der Forschung. Eine performative Lesart (s. Kapitel 1.2 und 3.1) soll dazu beitragen, Reifizierungen zu vermeiden (vgl. Penz 2010, S. 15; Degele 2004, S. 10ff.). Wenn im Folgenden hegemoniale Körpernormen vorgestellt werden, geschieht dies in kritischer Weise, da wie Jäger für die Kritische Diskursanalyse notiert, die Beschreibung dessen, „was in unseren Gesellschaften als Wahrheit durchgesetzt wird und mit welchen Mitteln dies geschieht“ (Jäger 2012, S. 151) bereits ein Akt der Kritik ist. Zunächst werden generelle Aspekte von „Schönheit“ beschrieben und anschließend hegemoniale Schönheitsideale, die für Frauen*(-körper) gelten, vorgestellt.

Degele (2004, S. 10f.) kritisiert an dem Begriff „Schönheit“, dass er keine eindeutige und wissenschaftliche Definition führt. Gleichzeitig benennt sie ein Feld, das sich zwischen den Dichotomien „schön“ und „hässlich“ bewegt:

> „Der normativ verwendete Begriff *Schönheit* entzieht sich […] einer wissenschaftlich brauchbaren Definition – schön ist etwas ästhetisch hoch Bewertetes, aber eine solche Begriffsbestimmung ist wenig hilfreich. Allerdings verfügt ‚Schönheit‘ über einen eindeutigen Gegenbegriff, nämlich ‚Hässlichkeit‘ oder ‚hässlich‘“ (ebd., Herv. i. Orig.)

Penz spricht in diesem Zusammenhang von „Schönheit und Häßlichkeit […], wie Männlichkeit und Weiblichkeit auch, als relationale Begriffe, sie bezeichnen einen Spannungsbogen mit einer großen Palette an Zwischentönen“ (Penz 2001, S. 7). Die Relation zwischen Schönheit und Hässlichkeit bringt das Andere jeweils erst hervor: „Schönheit entsteht […] aus der Distanzierung vom Häßlichen“ (ebd.).

Was in dem relationalen Feld als „schön“ verortet wird, ist trotz fehlender wissenschaftlicher Definition keine Beliebigkeit:

> „Verwende ich den Begriff *Schönheit*, beziehe ich mich auf massenmedial produzierte und im Alltag relevante Auffassungen von dem, was Schönheit als hegemoniale Norm im medialöffentlichen Diskurs in Abgrenzung zum Nicht-Schönen oder Hässlichen ist oder sein sollte“ (Degele 2004, S. 11, Herv. i. Orig.).

Die Definition von Schönheit ist erstens eine „gesellschaftliche“ (Penz 2001, S. 11), da über ein komplexes Zusammenwirken sozialer Praxen des Zuschreibens, Auseinandersetzens, Aneignens etc. bedeutet wird, was als schön gilt. Körperinszenierungen werden andersherum als Symbole zu lesen gewusst (vgl. Penz 2010, S. 39). Die Definition ist zweitens „fluide“ (Penz 2001, S. 11), da sich hegemoniale Körperbilder historisch verändern,

[12] Anthropometrie meint die „Wissenschaft von den Maßverhältnissen am menschlichen Körper u. deren exakter Bestimmung“ („Anthropometrie“ in DWDS o.J., o.S.) und dient bspw. dazu, Arbeitsplätze für den „durchschnittlichen“ Körper einzurichten oder Konfektionsgrößen zu bestimmen.

sodass Penz (ebd., S. 17ff.) allein für das 20. Jahrhundert unterschiedliche Ideale aufzeigen kann[13] und zu dem Schluss kommt, dass „die Rede von ewigwährenden Schönheitsvorstellungen oder einem ahistorischen Körperschönen wenig aussagekräftig und bedeutungsleer erscheint“ (ebd., S. 22f.). Er weist damit soziobiologische Ansätze, die zu beschreiben versuchen, was der Mensch „naturgemäß“ und „evolutionsbiologisch“ als attraktiv und schön wahrnimmt, in ihre Schranken (vgl. ebd.). Drittens sind die Kriterien dessen, was als „schön“ gilt, neben geschlechtsspezifischen Differenzierungen in (sub-)kulturellen und klassenspezifischen Veränderungen begriffen (vgl. ebd., S. 37ff.). Kurz: „Schönheit ist relativ“ (Posch 1999, S. 13). Dabei hat in den letzten Jahrzehnten die Bedeutung von Schönheit insgesamt zugenommen (Degele 2004, S. 14; Penz 2001, S. 9f.).

Schönheit unterliegt einem Bild der Machbarkeit: Durch verschiedene Schönheitspraktiken wie sich schminken, Diäten halten, Kuren wahrnehmen, Tätowierungen, Körperformung durch Sport, Frisieren, sich kleiden bis hin zu schönheitschirurgischen Maßnahmen ist Schönheit vermeintlich herstellbar. Dem geht das Körperbild voraus, dass der Mensch über den eigenen Körper verfügt: „Der Körper wird immer mehr zu einer modellierbaren Masse, dessen Formung nicht nur zu einer Frage des Geldes wird, sondern womöglich auch im Dienste einer von ökonomischem Kalkül getriebenen Rationalität der ‚Selbst-Optimierung‘ steht“ (Villa 2011, S. 24). Indem der Mensch über seinen Körper verfügt, kann er ihn gestalten und modifizieren, wobei sich die Grenzen dessen, was „machbar“ ist immer weiter verschieben (vgl. ebd., S. 26). Durch die Vorstellung der „Machbarkeit“ von Schönheit wird an jede_n Einzelne_n appelliert, an sich zu arbeiten und mit ausreichend Zeit, Muße, Kompetenz und Geld für die passenden Produkte und Praktiken, schön zu werden. So ist „in der modernen Körperkultur […] jeder seines Körpers Schmied. […] Durch die Möglichkeiten zur gezielten Gestaltung körperlicher Schönheit wird Schönheit […] immer mehr als Ergebnis von nach bewusster Entscheidung getroffenen Handlungen verstanden“ (Posch 2009, S. 200). (Noch) nicht schön zu sein, bedeutet daher, noch nicht ausreichend an sich gearbeitet zu haben, versagt zu haben oder dies selbst gewählt zu haben. Indem Schönheit als machbar konstruiert wird, ist hier auch die „Entscheidung“ angelegt, sich nicht zu modifizieren (vgl. ebd., S. 200), wenngleich diese „Wahl“ nicht anerkannt wird: „Wer sich nicht optimiert, wer nicht dauernd an der Verbesserung seines Körpers und damit seiner selbst arbeitet (hart arbeitet), verdient keine Anerkennung“, bringt Villa (2008, S. 12) auf den Punkt. Die scheinbare Machbarkeit von Schönheit ist zudem mit einem kon-

[13] Für ausführliche historische Darstellungen s. Penz 2001, S. 17ff und 2010, S. 13ff. sowie Posch 1999, S. 37ff.

sumorientierten Verhalten verbunden, das der Schönheitsindustrie nützt, die immer weitere Körperteile für neue Produkte „entdeckt“ (vgl. Posch 2009, S. 197f.).

Die verschiedenen Maßnahmen, die Menschen zur „Verschönerung“ ihrer Selbst anwenden (lassen), fasst Degele (2004, S. 9) unter dem Begriff „Schönheitshandeln“ (ebd.) zusammen. Schönheitshandeln entwirft sie als identitätsstiftentende und Geschlecht konstruierende Praxis, die verschiedenen „Ideologien des Schönheitshandelns“ (ebd., S. 16) unterliegt. So werden Körpermanipulationen (vermeintlich) „*als Spaß*“ (ebd., S. 21, Herv. i. Orig.) praktiziert, doch fällt die „Kreativität, Farbenfreude und Lust“ (ebd.) des Sich-Schön-Machens mit einer routinehaften Arbeit zusammen, in der durch Kompetenz, Zeit und Geld Schönheit hergestellt wird (vgl. ebd.). Weiter ist mit Schönheitshandeln eine „Privatheitsideologie“ (ebd., S. 17) verbunden, also die Vorstellung, sich für sich selbst und aus einem intrinsischen Wunsch heraus schön zu machen. Vielmehr aber ist Schönheitshandeln auf die soziale Anerkennung durch Andere ausgerichtet und ein „sozialer Prozess“ (Degele 2008, S. 71), in dem Menschen „sich über das Aussehen und die äußere Erscheinungsweise sozial […] positionieren“ (ebd.). Penz spricht in dieser Hinsicht von einem „Körper-für-andere“ (Penz 2010, S. 51), der von Anderen auf eine gewünschte Weise gelesen und anerkannt werden soll. Dadurch, dass Körperbilder und Ideale geschlechtsspezifischen, klassenspezifischen und (sub-) kulturellen Schwankungen unterliegen, richtet sich die Anstrengung der Körpermodifizierung darauf aus, den Körper zu einer bestimmten Gruppe oder einem Milieu zugehörig darzustellen, und durch die Zugehörigkeit Anerkennung zu erfahren (vgl. ebd., S. 47). „Im Prozess der Verschönerung geht es um soziale Anerkennung, die wiederum die Grundlage für das Selbstbewusstsein und -vertrauen der Menschen bildet, mithin für die Lebenszufriedenheit und das Glück ausschlaggebend ist“ (ebd., S. 37f.). Sich „schön zu machen“ ist folglich mit einem „Versprechen von Nutzen“ (Posch 2009, S. 201) verbunden: Schönheit soll über die Anerkennung durch Andere zufriedener und glücklicher machen sowie zu mehr Wohlbefinden führen (vgl. ebd., S. 201ff.). Tatsächlich ist der Diskurs um Schönheit produktiv, wenn in der symbolischen Ordnung „schöne“ Körper bevorzugt werden. Der schöne Körper trägt eine „teils unbewusste Macht“ (Görtler 2012, S. 17) im sozialen Gefüge: Schönheit wird als soziale Ressource wirkmächtig, indem sie den als schön Gelesenen bspw. mehr Aufmerksamkeit zu Teil werden lässt (vgl. ebd., S. 12ff.). Mit Schönheit werden positive Attribute verknüpft. Durch positive Erfahrungen, die aufgrund des schönen Körpers gesammelt wurden, entsteht ein positives Selbstbild, das im Sinne einer selbsterfüllenden Prophezeiung in künftigen Situationen den Körper wiederum als schön und sozial mächtig entstehen lässt (vgl.

ebd., S. 17ff.). Innerhalb einer sozialen Lebenswelt und den darin angelegten Idealen wirkt Schönheit und Attraktivität damit förderlich für eine höhere soziale Position (vgl. ebd., S. 33f.). Posch weist darauf hin, dass Schönheit mit Macht und Nutzen einhergehen kann, aber „keinesfalls unweigerlich oder verlässlich" (Posch 2009, S. 202) eintritt. Hier sind weitere (strukturelle) Machtdimensionen zu berücksichtigen.

Mit den Hinweisen, dass Schönheit(shandeln) auf die soziale Anerkennung der Bezugsgruppe abzielt, ist bereits angesprochen, dass selten Schönheit angestrebt wird, sondern, dass die Mitglieder einer Gesellschaft unter dem wirkmächtigen Normalisierungsdruck möglichst „normal" aussehen wollen (vgl. Villa 2008, S. 10f.). Insofern ist Schönheitshandeln vielmehr „Normalitätshandeln" (Degele 2008, S. 71). Dieses Normale setzt aber nicht an der Realität und ihrer Vielfalt an, sondern bezieht sich auf „phantasmatische" (ebd., S. 263) Normen. Der „ideale Norm(al)körper" (Villa 2008a, S. 265) kann von niemandem erreicht werden (s. auch Kapitel 1.2). Somit ist „Schön-Werden" eine „Sisyphos-Aufgabe" (Ganterer 2019, S. 63), ein nie das Ideal erreichender Prozess: An die Stelle des Schön-Seins tritt deshalb die Arbeit am Selbst: „Umso wichtiger ist deshalb, dass der willentliche Prozess der Normalisierung sichtbar verkörpert wird. Die Arbeit am Körper-Ich, der Willen zur perfekten Normalisierung, das ist der Maßstab für den ‚richtigen' Körper" (Villa 2008a, S. 265). Das Bestreben, die Normen zu verkörpern, soll gezeigt werden.

Was aktuell als „schön" gilt, arbeitet Posch (2009, S. 16) aus „soziologischen Theorien, empirischen Daten sowie systematischen Medienbeobachtungen" (ebd.) heraus. Demnach sind „[d]ie vier Kriterien des aktuellen Schönheitsideals […] Schlankheit, Jugendlichkeit, Fitness und Authentizität" (ebd., S. 85)[14][15]. Das Kriterium der Schlankheit sieht einen dünnen und zarten Körper als Ideal vor. Das geltende Ideal der Maße von Brust-, Taillen- und Hüftumfang ist jedoch von kaum einem reellen Körper repräsentiert oder erreichbar (vgl. ebd., S. 88). Das Ideal der Schlankheit ist begleitet von einem Diskurs über die Gesundheit des Körpers, wobei der dünne Körper als gesund und der dicke Körper als krank gilt. Begleitet wird diese dichotome Zuschreibung von politischen Kampagnen, die den gesunden (dünnen) Körper idealisieren (vgl. ebd., S. 86ff.). Weiter wird mit dem schlanken Körper eine vermeintlich höhere Leistungsbereitschaft und Selbstdisziplin verbunden (vgl. Degele 2004, S. 21f.).

[14] Hier wird der Literatur folgend dargestellt, welche Ideale hegemonial sind. Selbstredend gibt es Ausnahmen und Gegenentwürfe von Frauen*körpern, die als schön gelesen werden.

[15] Diese Kriterien gelten mit unterschiedlichen Ausprägungen für Männer* und Frauen*. Dargestellt werden im Folgenden lediglich die für Frauen* geltenden Ideale.

Der Aspekt der Jugendlichkeit gewinnt an Geltung für die einzelne Person in einer Gesellschaft, die zunehmend älter wird (vgl. Posch 2009, S. 109f.). Das Ideal eines weiblichen jugendlichen Aussehens beinhaltet straffe Haut, farbvolles Haar (vgl. ebd., S. 116) und rasierte Körperteile (vgl. ebd., S. 121). Der Diskurs um das Altern wird aufgeteilt in ein körperliches, durch das Geburtsdatum festgelegtes Alter sowie ein gefühltes Alter. Das Ideal ist, sich jung zu fühlen, also eigenverantwortlich, aktiv, entwicklungsbereit und leistungsfähig zu sein (vgl. ebd., S. 112, 116). Manipulationen am Körper, wie bspw. Anti-Aging-Produkte aufzutragen oder chirurgische Maßnahmen wie Lifting dienen demnach nicht nur dazu, körperlich jünger auszusehen, sondern damit auch das Bild einer junggebliebenen Identität zu vermitteln (vgl. ebd.) Für Frauen* gilt außerdem, einen außer das Kopfhaar möglichst haarlosen Körper zu zeigen: „Vorbild für den glatten, haarlosen Frauenkörper ist der glatte, haarlose Kinderkörper“ (ebd., S. 121). Die Enthaarung vor allem der Beine, Achseln und des Intimbereichs ist in der Konstruktion „idealer Weiblichkeit und symbolischer Jugendlichkeit“ (ebd., S. 124) zentral.

Das Kriterium der Fitness fordert zur sportlichen Aktivität und einem trainierten Körper auf (vgl. ebd., S. 125ff.). Lange galt dieses Kriterium für Männer*, doch ist es mittlerweile auch für Frauen* angekommen, wobei geschlechtlich unterschiedliche Körperregionen im Zentrum der sportlichen Betätigung stehen. Durch Sport soll Schlankheit sowie durch einen muskulöseren Körper das Ideal des „androgynen Frauenkörpers“ (ebd., S. 130) erzielt und erhalten werden. Dabei transportiert die Anforderung an das muskulöse Aussehen wiederum Ideale der Lebensführung:

> „Damit wird Fitness ebenso wie Leistungsfähigkeit, Flexibilität, Dynamik und Schlankheit nicht nur zu einem typischen Phänomen der individualisierten Gesellschaft, sondern durch ihren Ausdruck von Kontrolle und Selbstverantwortung auch zu einer gern gesehenen staatsbürgerlichen Eigenschaft“ (ebd., S. 127f.).

Fitness ist also Ausdruck von Flexibilität und Leistungsbereitschaft (vgl. ebd., S. 125ff.). Hier zeigt sich erstens der Zusammenhang von Körpermodifikationen und einer kapitalistischen, neoliberalen Ordnung, in der „kapitalistische Prinzipien das sportlich-fitte Subjekt der Gegenwartsgesellschaft konstituieren“ (Penz 2010, S. 49). Prinzipien wie Leistungsbereitschaft, Disziplin, Konkurrenz und Arbeit gelten für den Körper sowie andersherum anhand des Körpers die Leistungsbereitschaft vermeintlich abgelesen werden kann. Indes werden dicke Körper „als Zeichen schwachen Willens, mangelnder Selbstbeherrschung oder auch der Faulheit und Trägheit“ (ebd., S. 37) gelesen. Weiter ist Fitness mit Konstruktionen von Gesundheit und Wohlbefinden verknüpft (vgl. Posch 2009, S. 127).

Viertens ist Authentizität ein Kriterium von Schönheit (vgl. ebd., S. 130): Dieses Kriterium beinhaltet Natürlichkeit, Authentizität im engeren Sinne sowie Innerlichkeit. Das Kredo der Natürlichkeit besagt, dass Schönheitshandeln als solches nicht auffallen darf: Der Körper soll „im Spannungsfeld zwischen Natürlichkeit und legitimer Künstlichkeit" (ebd., S. 132) optimiert werden. Dabei soll die Arbeit am eigenen Körper zwar bemerkt werden, jedoch darf sie nicht (zu) offensichtlich erscheinen (vgl. ebd., S. 131f.). Der Grat zwischen dem Zuviel und Zuwenig ist schmal. Die „natürliche Schönheit" geht einher mit dem Bild, dass das idealisierte äußerliche Selbst zur eigenen Persönlichkeit passen soll: „Authentische Schönheit ist demnach die nach außen sichtbare Übereinstimmung von Innerem und Äußerem" (ebd., S. 135). Äußerliche Körpermanipulationen können dem Postulat der Schönheit als Innerlichkeit entgegenstehen und die Authentizität und Glaubwürdigkeit der inneren Schönheit gefährden. Daher wird Schönheit „als von innen kommend, als zur Persönlichkeit passend, als für die individuelle Situation frei wählbar dargestellt" (ebd., S. 138). Der Mensch scheitert aber stets an seiner Darstellung der Person, als die er_sie sich darstellen will und als die sie_er sich selbst wahrnimmt und zeigen möchte. Das Kriterium der Authentizität fordert daher eine beständige Selbst- und Weiterentwicklung des „inneren und äußerlichen" Selbst (vgl. ebd., S. 130ff.).

Oben wurde darauf hingewiesen, dass über normschönes Aussehen soziale Macht verkörpert (vgl. Penz 2010, S. 47f.) und eine „hierarchische Ordnung" (vgl. ebd., S. 91ff.) verhandelt wird. Wer den Normen des Aussehens nicht entspricht, ist von Stigmatisierungen bedroht: Insbesondere am Beispiel von dicken Körpern konnte gezeigt werden, dass damit klassistische Zuschreibungen einer benachteiligten Klasse einhergehen (vgl. ebd., S. 37). Dabei finden nicht nur Intersektionen zu Klasse und Geschlecht, sondern auch zu den Differenzlinien race, Be_hinderung und Heteronormativität statt. Geeignete Begriffe für die Diskriminierung aufgrund der körperlichen Erscheinung sind „Lookismus", „Bodyismus" und „Body Shaming": Mit dem Begriff „Lookismus" werden „strukturelle Diskriminierung und gesellschaftlicher Ausschluss mit Bezug auf zugeschriebene Formen von Körper, Aussehen, Kleidung" (Czollek et. al. 2012, S. 141) beschrieben. Der Begriff umfasst auch die oben beschriebene „Hierarchisierung von Gesellschaft anhand des Faktors Attraktivität/Schönheit" (Lechner 2020, S. 26). Praxen der lookistischen, also das nicht normschöne Aussehen abwertenden Diskriminierung werden als „*Body Shaming*" (ebd., Herv. i. Orig.) bezeichnet, wobei speziell auf Gewicht bezogene Diskriminierungen „*Fat Shaming*" (ebd., S. 30, Herv. i. Orig.) genannt werden. Degele und Winker (2007, o.S.) erweitern unter dem

Begriff „Bodismus“[16] „die in den Sozialwissenschaften gängige Dreierkette von Rasse, Klasse und Geschlecht um die Kategorie Körper“ (ebd., o.S.), da der Körper als Strukturierungsprinzip von Gesellschaft an Bedeutung gewinnt, bisher aber vernachlässigt wurde (vgl. ebd.). Im wissenschaftlichen Kontext finden diese Begriffe und damit verbundenen Konzepte bisher wenig Beachtung. So steht auch eine Differenzierung zwischen den Begriffen „Lookismus“ und „Bodyismus“ aus[17][18].

In diesem Kapitel wurden aktuell geltende Körperbilder der Schönheit dargestellt. Offen bleibt die Frage, wie sich die biografisch eigensinnige Aushandlung der Subjekte mit Körperbildern vollzieht. Mit der Theorie der Subjektivierung rückt gerade dieser Aushandlungs- und Konstitutionsprozess zwischen Diskurs und Subjekt in den Mittelpunkt. Sie soll im nächsten Kapitel vorgestellt werden.

1.4 Subjektivierung

Subjektbildungsprozesse sind in den Ambivalenzen zwischen der Unterwerfung durch die Macht und der nach Anerkennung trachtenden Selbst-Unterwerfung, zwischen Begrenzung und Ermöglichung, dem Angerufen-Werden von Anderen und dem Anrufen der Anderen, der Beschränkung auf diskursive Subjektdispositionen und der Handlungsmacht, sie verschieben zu können, zu verorten. Nach einer Darstellung von Subjektivierungsprozessen wird in Anschluss an Koller (2014, S. 21ff.) und Rose (2013, S. 160ff.) der Bildungsgehalt von „Subjekt-Bildungs-Prozesse[n]“ (ebd., S. 161) erläutert.

Ein Subjekt ist nach Butler radikal performativ:

> „Über ‚das Subjekt‘ wird oft gesprochen, als sei es austauschbar mit ‚der Person‘ oder ‚dem Individuum‘. Die Genealogie des Subjekts als kritischer Kategorie jedoch verweist darauf, daß das Subjekt nicht mit dem Individuum gleichzusetzen, sondern vielmehr als sprachliche Kategorie aufzufassen ist, als Platzhalter, als in Formierung begriffene Struktur. Individuen besetzen die Stelle, den Ort des Subjekts (als welcher ‚Ort‘ das Subjekt zugleich entsteht), und verständlich werden sie nur, soweit sie gleichsam zunächst in der Sprache eingeführt werden. Das

[16] Gängiger ist die Schreibweise „Bodyismus“, die im Folgenden verwendet wird, s. bspw. Avemann, Kagerbauer 2017, S. 186ff.

[17] Ein Versuch von Avemann und Kagerbauer (2017, S. 189f.) differenziert zwischen Bodyismus als Prinzip der Selbstoptimierung, um unter dem Normalisierungsdruck normschönes Aussehen vor allem hinsichtlich der körperlichen Erscheinung herzustellen, während Lookismus die Diskriminierung benennt und hier Merkmale wie Kleidung, Frisur und Make-up einbezogen werden. Diese Unterscheidung greift m.E. zu kurz, da auch Kleidung und Make-up Formen der Selbstinszenierung darstellen.

[18] Aktivistische Bewegungen wie die Body Positivity Bewegung, Body Neutrality Bewegung oder Fat Acceptance Movement kritisieren die Normen zu körperlicher Schönheit und haben u.a. die Akzeptanz aller Körper und die Sichtbarkeit nicht normschöner Körper zum Ziel. Für weiterführende Literatur s. bspw. Streeter 2019, S. 72; Cwynar-Horta 2016, S. 38ff.

> Subjekt ist die sprachliche Gelegenheit des Individuums, Verständlichkeit zu gewinnen und zu reproduzieren, also die sprachliche Bedingung seiner Existenz und Handlungsfähigkeit" (Butler 2001, 15).

Butler stellt fest, dass das Subjekt nicht eine Person oder ein Individuum ist. Vielmehr wird das Individuum zum Subjekt, wenn es den „Platzhalter“ des Subjekts einnimmt: Ein Subjekt ist eine „sprachliche Gelegenheit“ (ebd.), in die das Subjekt hineingerufen wird und von der aus das Subjekt sich als solches begreifen und sprechen kann. Dabei sind Subjekte grundlegend vom Diskurs, in dem sie hervorgebracht werden/sich hervorbringen abhängig (vgl. ebd., S. 8). Sie entstehen erst durch ihre Unterwerfung unter machtvolle Diskurse, die dem Subjekt bereits hervorgehen und die Bedingungen seines Werdens sind:

> „Subjektivation besteht eben in dieser grundlegenden Abhängigkeit von einem Diskurs, den wir uns nicht ausgesucht haben, der jedoch paradoxerweise erst unsere Handlungsfähigkeit ermöglicht und erhält. ‚Subjektivation‘ bezeichnet den Prozess des Unterworfenwerdens durch Macht und zugleich den Prozess der Subjektwerdung“ (ebd.).

Die Abhängigkeit vom Diskurs ist „als existenziell zu verstehen“ (Rose 2013, S. 162): Das Subjekt kann sich „[n]ur im Rahmen derjenigen Begriffe und damit verbundenen (normativen) Vorstellungen, die im Diskurs bereits eingelagert sind und mit spezifischen Bedeutungen versehen sind, […] als ‚Subjekt‘ begreifen und entwickeln“ (ebd.). Eine Subjektposition oder Anrufung (s.u.) kann nicht außerhalb der Diskurse stattfinden, sondern ist immer auf sie bezogen.

Der Status des Subjekts entsteht durch den Prozess der Subjektivierung, geht dem Prozess aber auch voraus, denn wird der Prozess der Subjektivierung in den Blick genommen, wird vom Subjektstatus bereits ausgegangen. Auch in der Erzählung über das eigene Werden nimmt das Subjekt seine Konstitution als solches voraus. „Die Geschichte der Subjektivation ist notwendig zirkulär und setzt ebendas Subjekt schon voraus, das sie erst erklären will" (Butler 2001, S. 16). So gibt es keinen vorsubjektiven, ursprünglichen Status. Jedoch muss die „Perspektive eines bereits gebildeten Subjekts“ (ebd., S. 33) verloren werden, um das Werden des Subjekts in den Blick nehmen zu können (vgl. ebd.).

Das performative Werden des Subjekts erklärt Butler unter Rückgriff auf das Konzept der Anrufung von Althusser und der Interpelletation von Lacan (vgl. ebd., S. 10f.). Demnach wird ein Subjekt in seine Existenz als solches hineingerufen (vgl. ebd.) und ruft selbst andere an (vgl. Butler 2006, S. 29, 54f.). Butler (1995, S. 29) führt als Beispiel die geschlechtliche Anrufung als Mädchen* bei seiner Geburt an, mit der es in der zweigeschlechtlichen Geschlechtermatrix einen Platz erhält. Damit einher gehen Normen wie die intelligible Geschlechtsidentität und das heteronormative Begehren, die dem Mädchen*

bedeuten, wie es sich als solches selbst hervorbringen soll (vgl. ebd.). Die Normen werden beständig wiederholt, zitiert und aktualisiert, sodass sie ihre Wirkung entfalten (vgl. ebd., S. 22). Dabei kann Sprache verletzen. Gerade „*hate speech*“ (Butler 2006, S. 36, Herv. i. Orig.) vermag durch Verletzungen zu unterwerfen und so „das Subjekt in einer untergeordneten Position zu konstituieren“ (ebd.), während sie andererseits das mögliche Gegen-Sprechen beinhaltet (vgl. ebd., S. 10).

Im Prozess der Identifizierung nimmt das Subjekt die Norm an und wendet sie auf sich selbst. Jedoch vollzieht sich dieser Vorgang nicht intentional oder bewusst als Reaktion auf die normative Anrufung. Vielmehr geht die Identifizierung den Anrufungen voraus und macht das Subjekt für diese zugänglich (vgl. Rose 2013, S. 164). Hier entsteht das Subjekt „gleichsam als Produkt der ordnungsgemäßen Zitation und Wiederholung diskursiver Normen“ (ebd., S. 165), während solchermaßen auch die Norm aufrechterhalten wird.

Weiter geht Butler der Frage nach, warum sich Subjekte für die Anrufungen empfänglich zeigen, und ergänzt das Konzept der Anrufung um den Aspekt der Psyche: Subjekte sind auf die Anerkennung durch soziale Andere angewiesen. Sie sehnen sich nach dem Angerufen-Werden durch Andere als jemand: „Das Subjekt ist genötigt, nach Anerkennung seiner eigenen Existenz in Kategorien, Begriffen und Namen zu trachten“ (Butler 2001, S. 25). Dies ist deshalb so wirkmächtig, da das Subjekt nur innerhalb der möglichen Subjektpositionen und damit verbundenen Normen existent sein kann. Andernfalls drohen Verwerfung und Ausschluss, die das „Menschsein“ (Butler 1995, S. 29) in Frage stellen (vgl. ebd., S. 29f.; Rose 2013, S. 163). Um der Verwerfung zu entgehen, werden sogar prekäre Anrufungen angenommen und somit das Begehren, als jemand anerkannt zu werden, ausgebeutet (vgl. Butler 2001, S. 11ff., S. 24). Somit unterwirft sich das Subjekt selbst unter die Macht. Es begehrt diese Unterwerfung und ist abhängig von der Macht, die es formt. Gleichzeitig leugnet das Subjekt diese Abhängigkeit, um sich als Selbst begreifen zu können (vgl. ebd., S. 14).

In den beständigen Wiederholungen der Normen, genauer in dem „Intervall zwischen den einzelnen Fällen der Äußerung“ (Butler 2006, S. 31), ist aber auch die Möglichkeit der nicht ordnungsgemäßen Wiederholung enthalten, die „Resignifizierung“. Diese meint eine „Unterwanderung“, „Verschiebung“ oder „Überschreitung“ (Rose 2013, S. 166) des hegemonialen Wissens. Resignifizierungen können sowohl sprachlich erfolgen als auch durch Körpermanipulationen ausgedrückt werden. Als sprachliche Praxis werden Begriffe in einer nicht vorgesehenen, nicht-normativen Bedeutung oder in einem für den Begriff bisher

unüblichen Kontext verwendet (vgl. ebd.). Körperlichen Praktiken der Resignifizierung stellen Normüberschreitungen an und mit dem Körper dar (vgl. ebd., S. 168). In beiden Praktiken wird durch die nicht-ordnungsgemäße Wendung der Norm diese selbst sichtbar und ihr Gelten als „Normalität" zumindest irritiert:

> „In Praxen der Resignifizierung wird folglich eine Verschiebung oder Überschreitung der Norm so gestaltet, dass mindestens die Begrenzungen der Norm deutlich werden und ggf. die normativen Grenzen in der wiederholenden Resignifizierung selbst verschoben oder erweitert werden können" (ebd.).

Diese Umdeutung ist damit ein subversiver Akt und so verortet Butler in der Resignifizierung die politische Handlungsmacht des Subjekts (vgl. Butler 2006, S. 201).

Deutlich wird hier, dass eine Resignifizierung nicht außerhalb des diskursiven Rahmens stattfinden kann, diesen aber irritieren, erweitern und verschieben kann. Die Effekte einer Resignifizierung können unterschiedlich ausfallen: Einerseits „kann der neue Gebrauch eines solchen Begriffs […] die sonst festgefügte Kontextwahrnehmungen erschüttern, die er aufruft" (ebd., S. 226). Andererseits wird eine Bedeutungsverschiebung ggf. nicht als solche wahrgenommen (vgl. Rose 2012, S. 407). Außerdem nutzt eine Bedeutungsverschiebung dennoch denselben Begriff und rekurriert auf die darin enthaltenden Normen, sodass diese Gefahr laufen, reproduziert zu werden. Der Effekt der Resignifizierung ist somit kaum einzuschätzen (vgl. ebd., S. 405ff.). Dementsprechend ist die tatsächliche Verschiebung keine Voraussetzung dafür, dass eine resignifizierende Praktik eine solche sein kann. In einer Resignifizierung liegt also die *Möglichkeit* der Veränderung des Diskurses und der Kategorien, in denen Subjekte als solche entstehen.

An Butlers Idee der Subjektivierung und Resignifizierung anschließend zeigt Rose (2013, S. 168ff.) den bildungstheoretischen Gehalt dieser Theorie auf. Dem liegt ein Verständnis von Bildung als „*transformatorische* Bildungsprozesse" (Koller 2014, S. 21, Herv. i. Orig.) zu Grunde: „Darunter sind Prozesse der Transformation der grundlegenden Figuren zu verstehen, kraft derer ein Subjekt sich zur Welt, zu anderen und zu sich selbst verhält" (ebd.). Es geht hier also nicht nur um die Konstitution von Figuren der Selbst-, Anderen- und Weltverhältnisse, sondern vielmehr um deren Transformationen, die notwendig werden, wenn bisherige Deutungs-, Denk- und Handlungsdispositionen zur Bearbeitung eines Problems nicht (mehr) ausreichen (vgl. ebd., S. 22). Diese Prozesse können nur sinnvoll im „*lebensgeschichtlichen* Kontext" (ebd., Herv. i. Orig.) rekonstruiert werden, da hier betrachtet werden kann, wie sich Selbst-, Anderen- und Weltverhältnisse herausbilden, welche Erfahrungen ihre Transformation veranlassen und dank welcher Bedingungen sie tat-

sächlich zu einer Transformation statt zu einer „Restabilisierung“ (ebd.) der bisherigen Figuren der Selbstführung führen. Gleichzeitig mahnt Rose an, mit dem Fokus auf Bildungsprozesse nicht zu vernachlässigen, dass Subjekte in diesen Prozessen der diskursiven und sozialen Verhältnissetzungen erst entstehen (vgl. Rose 2013, S. 160f.). Subjektbildungs- und Bildungsprozesse sind aufeinander angewiesen und „nicht außerhalb von Machtkonstellationen“ (ebd., S. 161) zu denken. Ein solches (an Butler angelehntes) Bildungsverständnis ist daher nicht auf das einzelne Subjekt und seine Selbst-, Anderen- und Weltverhältnisse gerichtet. Subjektivierung vollzieht sich durch performative Wiederholungen und Anrufungen durch Andere, sodass ein daran entwickeltes Bildungsverständnis den diskursiven und sozialen Entstehungsraum des Subjekts als Bezugspunkt haben muss.

> „Dementsprechend wäre das Prozessieren einer Differenz zwischen gewöhnlich-normativer oder auch sozial und diskursiv nahe gelegter Subjektposition(ierung) einerseits und bezogener oder zur Geltung gebrachter Subjektposition(ierung) im Rahmen und ggf. an den Grenzen der subjektivierenden Kategorien, die zur Positionierung zur Verfügung stehen, andererseits als Bildung(sprozess) zu verstehen“ (ebd., S. 168f.).

Somit versteht Rose unter Bildung die „praktische, vorläufige und instabile Transformation der Formationsbedingungen selbst, als Versuch einer Irritation von diskursiven Vorgaben, die bestimmen, was das ‚Ich‘ werden bzw. sein kann“ (ebd., S. 168). Diese vollzieht sich sprachlich (oder körperlich) über Resignifizierungen, die die in Begriffen eingelagerten Normen sichtbar machen und möglicherweise verändern. Pointierter kann Bildung als „Versuch einer Infragestellung und Verschiebung der *kollektiven Bedingungen* des Seins gelesen werden“ (ebd., Herv. i. Orig.). Hier ist wieder der Versuch der Verschiebung oder Überschreitung betont, da, wie oben beschrieben, der Effekt der Resignifizierung schwer einzuschätzen ist.

In und durch Praktiken der Resignifizierung versuchen Subjekte, hegemoniale Diskurse zu verschieben, zu übertreten und zu irritieren. Sie kommen somit als bildungsrelevant in den Blick. Das Subjekt, das sich wie beschrieben nach Anerkennung sehnt und existenziell auf diese angewiesen ist, ist gerade dann dazu geneigt, „gegen die gesellschaftlichen Bedingungen aufzubegehren, die ihm diese Anerkennung verweigern“ (Koller 2014, S. 29). Die Verweigerung von Anerkennung ruft also wahrscheinlicher ein Aufbegehren gegen diese Strukturen, Normen und Kategorien hervor. Nach Koller ist diese potenzielle Handlungsmacht nicht nur in Bezug auf Geschlechtlichkeit, wie Butler sie beschreibt, bezogen, sondern auf jegliche Normen, in denen das Subjekt in seinem Welt-, Selbst- und Anderenverhältnis reglementiert und ihm Anerkennung verwehrt wird (vgl. ebd., S. 28ff.). So betrachtet Rose diese Denkfigur in Biografien von Migrationsanderen (vgl. Rose 2012, S. 12f.),

während die vorliegende Arbeit Subjekt-Bildungs-Prozesse im Kontext von Körpernormierungen untersucht: Wie oben beschrieben stellt der Diskurs um Schönheit für Frauen* einen sie als Frau* bildenden Diskurs dar. Daher interessieren in der vorliegenden Arbeit (Re-)Adressierungen von Frauen* in Bezug auf ihren Körper. Body Shaming wird vor dem Hintergrund als eine Form von „hate speech" eingeordnet, die verletzende Effekte und identifizierende Subjektpositionen einerseits aber auch Resignifizierungen andererseits hervorrufen kann. Mit der hier vorgestellten Theorie von Bildung als Transformation der Subjekt-Kontext-Verhältnisse ist zu fragen, inwiefern sich der Umgang mit gesellschaftlichen Anforderungen an den Körper als bildungsrelevant verstehen lässt. Das folgende Kapitel greift dies auf.

1.5 Körper und Bildung(skontexte)

Anschließend an den in der Soziologie ausgerufenen „*body turn*" (Gugutzer 2006, S. 9, Herv. i. Orig.), der - wenn auch noch nicht vollständig vollzogenen - wissenschaftlichen Hinwendung zum Körper (vgl. ebd., S. 11), ist auch in den Erziehungs- und Bildungswissenschaften eine solche Wende im Vollzug und der Körper wird in der Pädagogik intensiv bearbeitet und diskutiert (vgl. Wehren 2020, S. 29ff.). Bspw. wird der Körper in Lehr-Lern-Settings als zum Einsatz gebrachter Gegenstand betrachtet, um eine Praxis zu vermitteln (vgl. Schindler 2011, S. 335ff.) oder, um durch nonverbale Kommunikation eine gewünschte (ruhige, aktivierte) Ordnung in der Schulklasse herzustellen (vgl. Langer 2011, S. 332). Der Leib wird vor Allem in seiner Abwesenheit in Bildungskontexten thematisiert: So kritisiert Meckelnburg (2004, S. 18) an der Bildungsinstitution Schule, dass sie einseitig geistig-kognitive Bildungsziele verfolgt und dabei zu wenig den Körper als „Erfahrungsebene" (ebd.) sowie leibliches Empfinden berücksichtigt. Auch Magyar-Haas (2012, S. 195ff.) kritisiert die weitestgehend ausbleibende erziehungswissenschaftliche Analyse von Gefühlen (vgl. ebd., S. 211), obwohl, wie sie zeigt, bspw. das Gefühl der Scham genuin mit (Sozial-) Pädagogik verbunden ist (vgl. ebd., S. 197ff.).

Trotz dieser, hier exemplarisch aufgezeigten, Thematisierungsweisen von Körperlichkeit in pädagogischen Kontexten fehlt ein Neudenken des Bildungs- und Erziehungsbegriffs, der körperliche und leibliche Dimensionen integriert: Bildung und Erziehung als theoretische Konzepte sind weiterhin auf das Nicht-Körperliche und Nicht-Leibliche ausgerichtet: „Inklusive Lern-, Erziehungs- und Bildungstheorien, die körperliche und leibliche Dimensionen angemessen berücksichtigen, stehen noch aus" (Brinkmann 2018, S. 192). Der Dua-

lismus „von Vernünftigem und Sinnlichem, vom Geistigem und Körperlichem“ (ebd., S. 193) ist im eurozentrischen Raum ein historisch hegemonialer Diskurs. Dabei wird das Körperliche marginalisiert - der Körper soll diszipliniert und kontrolliert werden -, während das Geistige eine höhere Qualität darstellt (vgl. ebd., S. 192f.). Das Bildungsverständnis folgt der Hierarchisierung des Geistes und der Marginalisierung des Körperlichen: Bildung wird als eine auf Reflexion und Kognition ausgerichtete „ereignishafte und diskontinuierliche Transformation des Mensch-Welt-Verhältnisses“ (ebd., S. 199) verstanden, während Lernprozesse auch wiederholende körperliche Tätigkeiten beinhalten, wie Brinkmann anhand der Übung im Sport zeigt (vgl. ebd., S. 196ff.). Demnach wird „[i]n konventionellen Bildungstheorien […] Bildung eine normative Höherwertigkeit im Vergleich zu Lernprozessen zugeschrieben“ (ebd., S. 199). Ebenso beobachtet Wehren (2020, S. 48) die Marginalisierung von Körperlichem im theoretischen Erziehungsdenken, das sich einseitig auf psychische, kognitive, moralische und sprachliche, kurz: geistige Kompetenzen bezieht. Sie schlägt dafür den Begriff „*Entkörperung*“ (ebd., Herv. i. Orig.) vor: „Entkörperung will sich also mit dem Phänomen der Marginalisierung von Körperthemen und dem Ausblenden der leiblichen Dimension des Menschen in der Bearbeitung und Darstellung von Erziehung beschäftigen“ (ebd.). Anknüpfend an diese Hinweise werden Thematisierungsweisen von Körper und/als Bildungsprozesse aufgezeigt und eine weitere Lesart vorgeschlagen.

Nach Alkemeyer (2009, S. 12ff.) laufen Prozesse der Körperbildung parallel zu jeglichen Bildungsprozessen ab, sowohl, wenn der Körper aktiv zum Einsatz gebracht wird, als auch, wenn es sich um kognitive Lehr-Lern-Ziele handelt. Am Beispiel der Sitzordnung in der Schule zeigt er, dass die Anordnung von Körpern stets auch aktuelle gesellschaftliche „Leitbilder des Körpers“ (ebd., S. 17) transportiert. In der aktuellen Forderung nach einer bewegungsorientierten Schule erkennt er neoliberale Körpertechnologien der beständigen Selbstbearbeitung und –optimierung (vgl. ebd.). Die Schulkultur transportiert demnach bestimmte Vorstellungen von „Umgangsformen, Praktiken und Gesten“ (ebd., S. 19). Schüler_innen bildungsnaher Umgebungen können diese besser und schneller erlernen als Schüler_innen, deren Sozialisationskultur sich von der Schulkultur stärker unterscheidet. Über die Fähigkeit, den Körper in der erwünschten und geforderten Weise einsetzen zu können, wird sozial hierarchisiert (vgl. ebd., S. 17ff.). Da „die Mechanismen einer an den Körpern ansetzenden Subjektkonstitution“ (ebd., S. 19) nicht zum Gegenstand der bewussten Reflexion gemacht werden, rekonstruiert Alkemeyer sie als „heimlicher Lehrplan“ (Alheit, Dausien 2006, S. 449), also als mitlaufende, aber nicht intendierte Bildungsprozes-

se (s. Kapitel 3.1). Ähnlich zeigt Brinkmann (2018, S. 199ff.), wie in wiederkehrenden Übungen bspw. im Sport ein Subjekt geformt wird, und so „auch wiederholende und stetige sowie leibliche und nicht-sprachliche Lernformen bildungstheoretisch“ (ebd., S. 200) berücksichtigt werden können und sollten (vgl. ebd.). Damit versucht er die o.g. Dualismen von Bildung und Lernen sowie Geist und Körper zu überwinden.

Mit unterschiedlichen Positionierungen von Körpern beschäftigt sich auch Magyar-Haas (2014, S. 22ff.) in Räumen der Offenen Jugendarbeit und Grube und Magyar-Haas (2012, S. 133ff.) in Schulräumen. Magyar-Haas (2014, S. 22ff.) zeigt die zugleich subjektivierende wie objektivierende Wirkung verschiedener Formationen. Im Kreis kann der Blick der anderen einerseits „konstitutiv für das Selbst, für das Wissen um sich“ (ebd., S. 27) sein und eine Bühne zur Selbstinszenierung darstellen. Andererseits kann der Kreis auch ein Ort des Vorgeführt-Werdens sein und der Blick der Anderen Scham auslösen (vgl. ebd., S. 28). Dem Blick der Anderen kann man sich im Kreis nicht entziehen, sodass ihm eine Funktion wechselseitiger Kontrolle zukommt, in dem Machtverhältnisse und soziale Kontrolle subtiler als in der frontalen Ordnung verhandelt werden. Magyar-Haas rekonstruiert „mögliche Umgangsweisen mit der Situation des (gegenseitigen) Beobachtet-Werdens“ (ebd.), in der wenige Möglichkeiten des „Sich-Verstecken-Könnens“ (ebd.) gegeben sind: Wie die Teilnehmer_innen sitzen, wie sie sich bewegen, wie sie ihre Kleidung zurecht ziehen werden als Handlungen eingesetzt, sich vor dem Blick der Anderen zu schützen (vgl. ebd.). In einer frontalen Sitzordnung kann der Blick des_r Lehrer_in mit dem Gebilde des Panoptismus nach Foucault beschrieben werden (vgl. Foucault 2016, S. 335ff.), andererseits ist der_die Lehrer_in im Sinne eines „Zentrorama[s]“ (Grube, Magyar-Haas 2012, S. 135) auch Objekt der Blicke der Schüler_innen. Außerdem können Schüler_innen in einer frontalen Sitzordnung subversiv die Körper der anderen Schüler_innen nutzen, um sich selbst zu verbergen (vgl. ebd., S. 136f.).

Im Kontext von Schönheitsidealen beschreibt Schreiber (2019, S. 117ff.), dass „Optimierungsanrufungen“ (ebd., S. 128) ein bildendes Moment zukommt. Sie werden entlang der bisherigen lebensgeschichtlichen Erfahrungsaufschichtung und des „relativ beharrenden Muster des Selbstbezug“ (ebd.) bearbeitet. Damit kann, wie in dem von ihr gezeigten Fall, die Optimierung des Körpers einen „spezifischen Modus der Lebensführung“ (ebd., S. 126) einnehmen, der auf die lebensgeschichtlichen Erfahrungen, ungenügend zu sein und nicht wertgeschätzt zu werden, antwortet (vgl. ebd., S. 126). Die Optimierungspraktik stellt insofern einen Bildungsprozess dar, als dass „mit dem Versuch, sich einem körperlichen

Ideal anzunähern, lebensgeschichtlich zentrale Identitätsthemen bearbeitet werden können“ (ebd., S. 128). Der Selbstbezug des Subjekts wird als „relativ beharrend“ (ebd.) beschrieben. Die Möglichkeit der Transformation dieses Selbstbezugs des Subjekts – d.h. eine mögliche Umdeutung, Verschiebung oder Rekontextualisierung der Optimierungsanforderungen und -praktiken – wird nicht thematisiert.

Überwiegend wird der Körper in Zusammenhang mit Bildung(skontexten) dem Kindes- und Jugendalter zugeordnet. Dort sei der Körper und die Auseinandersetzung mit Körpernormen und Schönheitsidealen ein intensives Thema (vgl. Flaake 2019, S. 115ff.; Fuchs, Bienert 2019, S. 10f.). Körpernormen als (primäre oder ausschließliche) „Entwicklungsaufgabe“ (ebd., S. 10) im Jugendalter zu verstehen, verliert m.E. die biografische Perspektive auf Körper. Schreiber (2019, S. 127ff.) setzt Körpernormen zwar wie beschrieben in einen biografischen Zusammenhang, allerdings sucht sie in der Biografie lediglich nach Ursachen für eine bestimmte ausgedrückte Körperlichkeit. Alkemeyer, Brinkmann und Magyar-Haas hingegen beziehen Körper-Bildung darauf, inwiefern Vorstellungen von Körper subjektivierend wirken können. Auch Normen des Aussehens entfalten einen Kontext der Subjekt-Werdung (s. Kapitel 1.2 und 1.3). Insofern soll versucht werden, Subjektivierungsprozesse in Bezug auf Schönheitsideale und Bildungsprozesse zusammen zu denken: Die theoretische Auseinandersetzung legt nahe, dass sich die Verhältnissetzung zu Schönheitsidealen in der Lebens- und Körpergeschichte transformieren kann. Diese Transformationen von Subjektpositionen in einer Ordnung von Schönheit würden in Resignifizierungen erkennbar, in denen gegen Kategorien des Seins aufbegehrt wird oder diese zumindest irritiert werden. In dem oben an Subjektivierungsprozesse angelegten Bildungsverständnis käme der Resignifizierung von Körpernormen ein Bildungsgehalt zu (vgl. Rose 2013, S. 168ff.). Dies wäre schließlich nicht als individuelle Bildungs“aufgabe“ zu verstehen, sondern im sozialen und diskursiven Kontext zu betrachten (vgl. ebd.).

2 Stand der Forschung

Die vorliegende Arbeit kreist um die drei theoretischen Bezüge der Körper (-normierung), (Körper-) Biografie und Subjektivierung, die im vorangegangenen Teil aufgezeigt wurden (wobei eine Auseinandersetzung mit dem (allgemeinen) Biografiebegriff in Kapitel 3.1 folgt). Entlang der Achsen dieses theoretischen „Dreieck-Gebäudes“ wird in diesem Kapitel der Stand der Forschung vorgestellt.

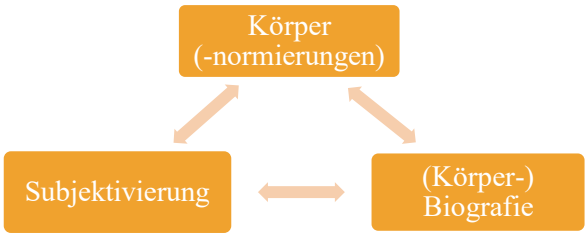

Abbildung 1: Theoretisches Dreiecks-Gebäude (eigene Darstellung)

An der Schnittstelle von Körper(-normierungen) und Biografie stehen die Studien von Abraham (2002) und Dausien (1996):

Körper(-normierungen) und Biografie

Abrahams (2002, S. 11ff.) soziologisch ausgerichtete Forschung sucht auf theoretischer Ebene, wie eine soziologische Annäherung an Körper- und Leiblichkeit aussehen könnte (vgl. ebd., S. 11). Auf empirischer Ebene interessieren sie Deutungsschemata und kollektiv geteiltes Wissen der Befragten über ihre Körper, das in einem Verhältnis zum eigenen Körper Gestalt annimmt. In einer biografischen Perspektive interessiert sie „die Vernetzung von *Biographischem* und *Körperlichem,* also wie der Körper und Körperliches in spezifische Lebenskontexte eingebunden wird“ (ebd., Herv. i. Orig.), und welche Beziehung zum Körper die Befragten dabei eingehen. Drittens fragt sie nach den Gründen und Mechanismen einer Marginalisierung des Körpers auf methodologischer und methodischer Ebene (vgl. ebd.). Dazu führt sie biografisch-narrative Interviews mit Männern* und Frauen* in Deutschland der Jahrgänge 1905 bis 1935 (und zum Kontrast mit zwei Frauen* der Jahrgänge 1949 und 1960). Diese wertet sie mit Hilfe der objektiven Hermeneutik aus (vgl. ebd., S. 249ff.). In der Arbeit wird zentral diskutiert, dass der Körper in hohem Maße latent ist, d.h. er entzieht sich dem Bewusstsein und der Reflexion. Der Körper wird als selbstverständlich vorausgesetzt. Die Abwesenheit des Körpers in der Reflexion und Erzählung beschreibt Abraham als „‘Sprachlosigkeit‘ des Körpers“ (ebd., S. 17) (s. Kapitel 3.1). Ihre Ergebnisse zeigen, dass der Körper trotz gesellschaftlicher Umbrüche im Unbewussten bleibt. Es gibt aber Hinweise darauf, dass persönliche körperliche Krisenerfahrungen wie

Krankheit, Sucht oder als krisenhaft erlebte körperliche und geschlechtliche Identitäten zu einer Reflexion der kollektiven Wissensbestände führen und sie damit aus ihrer Latenz heraustreten können (vgl. ebd., S. 470). Dabei tritt der Körper in den Erzählungen nicht als Ganzheit auf, sondern wird - in bestimmte Kontexte gesetzt - in Fragmenten und Verweisungen erzählt, die auf den Körper Bezug nehmen. Kontexte, in denen Körper zum Thema werden, sind Sexualität, geschlechtliche Identität, äußere Erscheinung, Krankheit, körperliche Beeinträchtigung, Gesundheit, Leistungsfähigkeit, körperliche Belastung, Arbeitsleben, Familienleben und Bewegung (vgl. ebd., S. 473f.). Weiter wird der Körper vor allem in einer funktionalistischen Weise als „‘*Werkzeug*‘“ (ebd. S. 471, Herv. i. Orig.) und „vornehmlich im Hinblick auf sein ‚*Funktionieren*‘ wahrgenommen und thematisiert“ (ebd., Herv. i. Orig.). Dies gilt für männlich* wie weiblich* gelesene Menschen. Daneben lässt sich für Frauen* ein zweites Deutungsschema herausarbeiten, das eine eher partner_innenschaftliche Beziehung zum Körper und einen respektvolleren Umgang mit diesem zeigt. Unter diesen zwei Deutungsschemata des Körpers liegt ein drittes tieferes. Dieses Schema deutet den Körper als bedrohlich, z.B. als (potenziell) krank, leidvoll oder misshandelt. Daher stehen in der Beziehung zum Körper die Kontrolle und Abwehr von Gefahren im Zentrum. Die Sprachlosigkeit des Körpers erscheint insofern als vermeidende und distanzierende Umgangsweise mit dem bedrohlichen Körper (vgl. ebd., S. 476). Abraham beschreibt an die Deutungsmuster anschließend vier Verhältnisse zum Körper (vgl. ebd., S. 477). Erstens ist der Körper „‘bewusstlos‘“ (ebd.), insofern seine Regungen, Signale und Bedürfnisse nicht ge- und beachtet werden. Zweitens wird dem Körper gewaltvoll begegnet, indem seine Bedürfnisse unterdrückt werden und indem er ausgebeutet und reguliert wird. Ein dritter Bezug wird als „Hass-Liebe“ (ebd.) bezeichnet. Hier sind der soziale Druck und die Last angelegt, sich um den Körper kümmern zu müssen. Ein lustvoller, liebevoller und positiver Bezug zum Körper konnte die Kohorte nicht aufbauen, da der Körper stark sexualisiert und somit tabuisiert und verpönt wurde (vgl. ebd., S. 478). Weiter vermutet Abraham, dass durch die Erfahrungen der Kriegs- und Nachkriegszeit kaum Raum für Konzepte wie Selbstliebe und Selbstfürsorge blieben. Vielmehr waren das Funktionieren und Aushalten dominierende Erwartungen an den Körper (vgl. ebd.). Ein vierter Bezug zum Körper ist durch Ohnmacht und Kontrollverlust gekennzeichnet (vgl. ebd., S. 478f.). Abschließend fasst Abraham zusammen, dass der Körper „in ein dichtes Netz von sozialen Deutungen, Erwartungen und Setzungen eingespannt ist. Besonders 'dicht' ist dieses Netz im Bereich der Sexualität“ (ebd., S. 479). Von dort wirkt es auf andere Bereiche, so auch auf „Fragen der Attraktivität und Schönheit“ (ebd.). Hier wird angedeutet, was in

der vorliegenden Arbeit genauer untersucht werden soll. Jedoch bearbeitet Abraham die Frage, *wie* sich das Subjekt mit den gesellschaftlichen Anforderungen an Körperlichkeit auseinandersetzt, nicht ausführlicher.

Körper(-normierungen), Geschlecht und Biografie

Dausien (1996, S. 1ff.) nähert sich an diese Frage in ihrer Studie zur biografischen Konstruktion von Geschlecht weiter an. Anhand biografisch-narrativer Interviews und der Grounded Theory Methodologie erforscht sie, wie Frauen* in ihrer Biografie Geschlecht konstruieren, auf welche Konzept sie dabei zurückgreifen und wo sich Widersprüche zwischen ihren eigenen Erfahrungen und gesellschaftlichen Normen finden lassen (vgl. ebd., S. 86ff.). Dazu wertet sie in einer Sekundäranalyse Interviews aus, die 1981/82 erhoben wurden (vgl. ebd., S. 124). Sie grenzt die Auswahl des Samples durch das Kriterium des weiblichen Geschlechts und durch das Kriterium der „doppelte[n] Vergesellschaftung" (ebd., S. 126) ein, d.h. die Frauen* sammelten in ihrer Biografie sowohl Erfahrungen mit einer eigenen Familie und Kindern als auch in Erwerbsarbeit (vgl. ebd.). Auf die Konstruktion von Geschlecht wirken einerseits gesellschaftliche Strukturprinzipien der Geschlechterkonstruktion, andererseits werden diese „vom Individuum selektiv angeeignet und in einzigartiger Weise biographisch verknüpft" (ebd., S. 585). Sie beschreibt das „Verhältnis von Biographie und Geschlecht […] [als] ein *Vexierbild:* Eine Seite bringt die Differenzierung der jeweils anderen zum Ausdruck" (ebd., S. 586, Herv. i. Orig.)[19]. Einerseits wird also die Biografie durch die binäre Geschlechtsordnung (als weiblich* „oder" männlich*) spezifiziert, andererseits wird die Geschlechtslogik durch biografische Entwürfe ausdifferenziert. Das Vexierbild ist im biografischen Sinn eine lebenslange Bewegung, in der die wechselseitige Konstruktion von Biografie und Geschlecht Aktualisierungen, Reproduktionen, Veränderungen und Verschiebungen unterliegt. Mit dem Konzept der Biografizität (s. Kapitel 3.1) rekonstruiert Dausien, dass sich die Biografieträger_innen in ihren Erzählungen an „Präskripten ‚weiblicher' und ‚männlicher Biographien' orientieren" (ebd., S. 591), die sie durch ihre Biografie reproduzieren aber auch verändern können. In der biografischen Erfahrungsaufschichtung verortet Dausien die Möglichkeit der Transformation geschlechtlicher Präskripte sowie autonome Handlungschancen (vgl. ebd., S. 588): Erfahrungen, die sich in die binäre Geschlechterordnung und Präskripte von geschlechtlich eindeutigen Biografien nicht einfügen, sinken in ein teils unbewusstes Hintergrundwissen oder „Sinnüberschüsse" (ebd.) ab (vgl. auch Alheit, Dausien 2009, S. 726f.). Um eine

[19] Ein Vexierbild, auch „Kippbild" („Vexierbild" in DWDS o.J., o.S.), zeigt je nach Fokus eine oder mehrere Figuren im selben Bild (vgl. ebd.).

weibliche* „oder“ männliche* Biografie zu erzählen, wird auf solch uneindeutige Erfahrungen nicht zurückgegriffen. Gleichsam machen alle Menschen solche Erfahrungen und verfügen daher über die Autonomie, „durch Nutzung *eigener biographischer Erfahrungen* [die Grenzen in Bezug auf Geschlecht] auszudehnen und womöglich zu überschreiten“ (Dausien 1996, S. 589, Herv. i. Orig.). Solche Sinnüberschüsse können in der eigenen lebensgeschichtlichen Deutung reflektiert und dadurch die eigene Biografie verändert werden (vgl. ebd., S. 589f.).

Subjektivierung und Biografie

Der Frage nach dem Aneignungsprozess diskursiver Anforderungen bzw. Anrufungen geht Rose (2012, S. 12ff.) in Bezug auf Anrufungen als Migrationsandere_r nach. Sie fragt nach dem subjektivierenden und bildenden Gehalt von Adressierungen als Migrationsandere_r für die so Adressierten als auch für die Adressierenden (vgl. ebd.). Anhand biografisch-narrativer Interviews mit männlichen* jungen Erwachsenen mit Migrationserfahrung (vgl. ebd., S. 258f.) zeigt sich, dass als „Ausländer*“ Adressierte unterschiedlich, teils gegensätzlich mit der Adressierung umgehen. Die Figur Bayram Özdal wird vielfach als Anderer* markiert. Er identifiziert sich mit dem Begriff „Ausländer*“, wendet ihn aber von einer herabwürdigenden Markierung als solcher zu einer Selbstbezeichnung, von der aus er sprechen kann. Die diskriminierende Adressierung wird somit zu einem Ort gemacht, von dem aus Bayram gerade diese Diskriminierung skandalisieren kann (vgl. ebd., S. 414). Die Figur Josef Schmidt wird als „Migrationsanderer*“ unsichtbar (gemacht). Die natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit spielt nach einer anderen Positionierung (als „*kreativer ‚Abgewrackter*‘“ (ebd., S. 413, Herv. i. Orig.)) eine untergeordnete Rolle. Über seine Biografie erstreckt sich jedoch die implizite Anrufung, sich zu integrieren, die als Anforderung, Leistung zu erbringen, formuliert wird. Er stellt die binäre Ordnung „deutsch - nicht deutsch“ in Frage und entwirft sich selbst als Teil einer vielfältigen Gesellschaft (als „‘Teil des Kuchens‘“ (ebd., S. 365)). Zwar knüpft seine Deutung an die hegemoniale Erzählung an, „Vielfalt als Bereicherung zu betrachten“ (ebd., S. 414). Jedoch kann seine Deutung insofern als resignifizierend betrachtet werden, als dass er erstens selbst eine neue Deutung von Multikulturalismus einführt, die zweitens im Gegensatz zur „noch dominanteren *Norm der Eindeutigkeit*“ (ebd., Herv. i. Orig.) den Aspekt der Vermengung und des Einfügens und Aufgehens in einer vielfältigen Gesellschaft betont. Diese Resignifizierungen sind nicht nur als Transformationen des Selbstverhältnisses lesbar, sondern sie versuchen die Bedingungen des Seins von Subjekten zu verändern. Ein daran anschließendes relationales Bildungsverständnis eröffnet, dass sich Migration und Rassismus als Bildungsherausforde-

rungen nicht nur für die als Migrationsanderen Angerufenen ergeben, sondern auch und gerade für die Anrufenden und alle Mitglieder einer Gesellschaft (vgl. ebd., S. 417). Folglich ist die Frage interessant, welchen Nutzen es für die Person hat, solchermaßen anzurufen, welches Welt- und Selbstbild dem zu Grunde liegt und wie sich die Person selbst verortet. Eine politische Aufgabe, die insbesondere die Anrufenden in die Pflicht nimmt, ist es daher, (Sprach-)Praxen zu verändern (vgl. ebd., S. 416ff.).

Subjektivierung und Körper(-normierung)

Ganterer (2019, S. 11ff.) forscht zu Körpermodifikationen mit einem Interesse für leiblichen Erfahrungen: Sie beschäftigt sich mit „(noch) *lautlosen Erfahrungen* junger Heranwachsender, welche diese durch ihre Körperpraktiken zum Ausdruck bringen“ (ebd., S. 12). Körpermodifikationen wie Tätowieren, Frisieren, Diät halten oder Trainieren konzeptualisiert sie als Ausdruck von leiblichen Erfahrungen. Anhand dessen will sie „Inter-Subjektivierungsprozesse“ (ebd., S. 11) rekonstruieren. „*Inter-Subjektivität*“ (ebd., S. 20, Herv. i. Orig.) meint ein „*dynamisches System zwischenleiblicher Beziehungen*, als ein Bindungsgefüge zwischen dem eigenen Leib und dem eines Anderen. […] Inter-Subjektivität gilt […] somit als ‚Zwischenleiblichkeit‘“ (ebd., S.21, Herv. i. Orig.). Dazu führt sie episodische Interviews mit jungen Heranwachsenden zwischen 16 und 23 Jahren in Österreich und Südtirol (vgl. ebd., S. 107f.). Durch, auf und mit dem Körper werden in Form von Modifikationen leibliche Erfahrungen repräsentiert (vgl. ebd., S, 23f.). Hierzu zählen Bindungserfahrungen, (soziale) Konflikte sowie Erfahrungen im Spannungsfeld von körperlichem Selbst und Normierungen des Körpers. Zu letzterem zählen genauer Normen der Geschlechterdichotomien, Gewichtsnormierung bzw. Diskriminierung aufgrund von Gewicht und die Erfahrung des Auseinanderfallens des Idealbildes und der körperlichen Identität (vgl. ebd., S. 158ff.). Die Ergebnisse zeigen, dass durch die Körpermodifikationen der Jugendlichen weniger Schönheitsnormen erreicht als vielmehr „*Normalität* im Sinne sozialer Erwünschtheit“ (ebd., S. 313, Herv. i. Orig.) hergestellt bzw. repräsentiert werden soll. Dies soll Akzeptanz und Bestätigung von außen erzielen und beinhaltet das Versprechen bzw. den Wunsch, sich durch die Erfahrung von Anerkennung wohlzufühlen (vgl. ebd., S. 314). Dem gehen Erfahrungen von Ausschluss oder Stigmatisierung aufgrund (körperlicher) Normabweichung oder das Erwarten dieser sozialen Folgen, wenn die Körpermodifikation ausgesetzt werden würden, voraus (vgl. ebd., S. 155f.). Diese (leidvollen) leiblichen Erfahrungen zeigen die jungen Menschen auf, durch und mit dem Körper als „Darstellungsmedium“ (ebd., S. 313). „Besonders spannend ist dabei, dass die Wahl der Körpermodifikation auf die gemachten Leiberfahrungen in ihrer Biographie zu-

rückzuführen ist“ (ebd., S. 115). Demnach steht weniger der durch die Modifikation erreichte Zustand, sondern vielmehr der Prozess des Modifizierens selbst als eine „Strategie der Ver- und Bearbeitung ihrer Leiberfahrungen“ (ebd.) im Zentrum der Praktiken (s. Kapitel 1.5). In dem dargelegten Datenmaterial der Studie sind Anrufungen, die den Körper des Subjekts betreffen, enthalten, bspw. die Anrufung von Jil durch den Vater: „*Jil, .du hosch ober an Speckbauch*“ (ebd., S. 142, Herv. i. Orig.). Diese leidvolle leibliche Erfahrung wird von Jil durch die Körpermodifikation, „noch mehr zu trainieren“ (ebd., Herv. i. Orig.), bearbeitet, um Norm-Konformität und schließlich die Anerkennung des Vaters zu erlangen. Solche Szenen der Studie bieten Anlass, die Prozesse der Auseinandersetzung mit den aufgerufenen Normen nicht nur auf der Ebene zwischen Leib und Körper eines Subjekts, sondern relational zwischen Subjekten zu erforschen.

Die vorgestellten Studien verknüpfen entweder biografische Perspektiven mit Körperlichkeit, Biografie mit Subjektbildungsprozessen oder Subjektivierung mit Körperlichkeit. Sie liefern in Hinblick auf das Erzählen von Körperlichkeit und biografische Subjektbildungsprozesse für diese Arbeit relevante Ergebnisse. Die vorliegende Arbeit verschränkt aber alle drei Bezüge miteinander. Nachdem dafür die theoretischen Grundlagen und der Stand der Forschung dargelegt wurden, wenden sich die folgenden Kapitel der Empirie zu.

3 Forschungsmethodik

Als Zugang zu Verhältnissetzungen von Frauen* zu Körpernormierungen wurde die Biografieforschung gewählt. Diese Forschungsrichtung folgt dem interpretativen Paradigma und hat hier das Verstehen einer Körperbiografie zum Ziel. An der „Schnittstelle von Subjektivität und gesellschaftlicher Objektivität, von Mikro- und Makroebene“ (Krüger, Marotzki 2006, S. 8) stellt die Biografieforschung ein populäres wie geeignetes Forschungsinstrument in der qualitativen erziehungswissenschaftlichen Forschung dar (vgl. ebd.). Dabei birgt die biografische Forschungsperspektive den Vorteil, den Forschungsgegenstand nicht in einer reifizierenden Weise, sondern als Konstruktion(sleistung des Subjekts) empirisch beobachten zu können (vgl. Dausien 2012, S. 159ff.). Als Instrument der Datenerhebung wurde das biografisch-narrative Interview gewählt. Nach der Transkription werden die Erzählungen in einem ersten Schritt narrationsanalytisch ausgewertet, um die Körperbiografie zu rekonstruieren (s. Kapitel 3.5.1). Zur Analyse von Verhältnissetzungen der Subjekte mit den an- und aufgerufenen Körpernormierungen wird die Narrationsanalyse durch die Adressierungsanalyse vertiefend ergänzt (s. Kapitel 3.5.2).

3.1 Biografieforschung im Kontext von Körperlichkeit und Subjektivierung

Biografieforschung bietet sowohl zu Körperlichkeit als auch zu Subjekt-Bildungsprozessen einen Zugang und stellt damit den Dreh- und Angelpunkt dieser Arbeit dar. Im Folgenden soll eine Auseinandersetzung mit den dieser Forschungsrichtung zu Grunde liegenden Theorien und Annahmen stattfinden.

Kontrovers wird in Bezug auf den Biografie-Begriff das Verhältnis von Erlebtem und Erzähltem diskutiert. Fischer-Rosenthal und Rosenthal (1997, S. 136ff.) und Schütze (1983, S. 283ff.) vertreten die These, dass das Erzählte die Struktur des Erlebten wiedergibt und Erfahrungen erzählerisch wiederbelebt. Diese These wird als „‘Homologie-Annahme‘“ (Küsters 2009, S. 32) kritisiert. Die so kritisierten weisen darauf hin, dass die Strukturen des Erlebten und des Erzählten nicht naiv gleichzusetzen sind, jedoch eine „Korrespondenz der Erzählstrukturen mit den Erlebensstrukturen, der Strukturen der Erfahrungsaufschichtung mit denen des Erzählaufbaus“ (Fischer-Rosenthal, Rosenthal 1997, S. 138) stattfände und folglich durch die Narrationsanalyse das Erlebte freigelegt werden kann und soll (vgl. Schütze 1983, S. 284). Demgegenüber steht die Position, die u. a. Bourdieu (2000, S. 51ff.) vertritt, dass die Biografie eine „Illusion“ (ebd., S. 51) ist: Durch das Erzählen werden eine Linearität und Sinnhaftigkeit über das Leben erst hergestellt. Zudem nimmt die Interviewsituation und vor allem die Beziehung zwischen interviewender und interviewter Person Einfluss auf „Form und Inhalt“ (ebd., S. 57) der Biografie. Demnach ist eine Biografie eine spezifisch hervorgebrachte Konstruktion, die sich zur Rekonstruktion eines „tatsächlichen“ Lebenslaufs nicht eignet, sondern Aufschluss über Selbstdeutungen und Sinnproduktionen des_r Biografieträger_in geben kann. Auch Abraham (2017a, S. 464) weist daraufhin, dass die Interviewsituation ein „*dialogisches Geschehen wechselseitiger Beeinflussung*“ (ebd., Herv. i. Orig.) darstellt, in dem die Rollen als interviewende und interviewte Person verhandelt werden und „Fragen von sozialer Herkunft, Status, Interessen und Macht“ (ebd.) Einfluss auf die Auswahl von Erzählungen und Themen sowie die Art und Weise ihrer Darstellungen nehmen. Eine dritte Perspektive im Dualismus von Erzählen und Erleben bietet Koller (1993, S. 33ff.) an. Er betont die „sprachliche Verfaßtheit von Biographien oder Lebensgeschichten“ (ebd., S. 33) und verlagert damit die Diskussion, ob und inwiefern das Erzählte „ein Moment der sozialen Wirklichkeit selbst ist“ (ebd.) auf die Ebene des Sprechens: „Lebensgeschichten sind – ob nun Moment der sozialen Wirklichkeit oder theoretisches Artefakt – in jedem Fall sprachliche Gebilde, die es auch und zunächst als solche zu analysieren gilt“ (ebd.). Er beschreibt „das Verhältnis zwischen Erzäh-

lung und Erfahrung […] als *performatives*“ (Koller 2012, S. 39, Herv. i. Orig.), da durch das Erzählen das gelebte Leben in der erzählten Weise erfahrbar wird. Die so produzierte Wahrheit über sich selbst kann der_die Biografieträger_in wiederum handelnd bestätigen und umsetzen (vgl. Schäfer, Völter 2005, S. 168ff.). Biografien sind demnach selbst „produktive diskursive Praxis“ (Rose 2012, S. 235). Insofern kann der Titel der vorliegenden Arbeit irreführend sein: Anstatt einer diskursiven Produktion einerseits und einer biografischen Konstruktion andererseits sind beide Seiten performativ von und in Diskursen hervorgebracht. Jedoch sollen durch die Formulierung im Titel die unterschiedlichen Schwerpunkte oder Perspektiven – aus diskursiver und aus „subjektiv“-biografischer Sicht – betont werden.

Neben dem Spannungsverhältnis von Erleben und Erzählen stellt sich mit dem Biografie-Begriff die Frage, inwiefern die Biografie ein Produkt gesellschaftlicher Mechanismen oder subjektiver Konstruktion ist und daran anschließend, inwiefern sie ein Zeugnis individueller oder gesellschaftlicher Strukturen sein kann. Kohli (1985, S. 1ff.) benennt ein Spannungsfeld zwischen dem Lebenslauf als „*soziale Institution*“ (ebd., S. 1) und der „Biographie als subjektive Konstruktion“ (ebd., S. 21). Der Lebenslauf orientiert sich an dem chronologischen Lebensalter der Biografieträger_innen und wird somit verzeitlicht. Er strukturiert über das chronologische Lebensalter bestimmte Phasen, damit einhergehende Möglichkeiten und Pflichten, Bewertungen, Vergleiche und Bilanzierungen (vgl. ebd., S. 14f.). Kohli bezieht dies vor allem auf das Erwerbssystem, das den Lebenslauf relativ undurchlässig für Alternativen in einer „Dreiteilung in Vorbereitungs-, Aktivitäts- und Ruhephase“ (ebd., S. 3) gliedert. Im Zuge der Individualisierung und der Abnahme kollektiver Werteorientierungen sowie sozialer Zugehörigkeiten bildet der Lebenslauf ein ambivalentes Moment zwischen sozialer Kontrolle und Einschränkung einerseits und einer Orientierung gebenden „*Entlastung*“ (ebd., S. 19, Herv. i. Orig.) andererseits (vgl. ebd., S. 19f). Der Lebenslauf ist aber nicht nur gesellschaftliche Institution, sondern auch subjektive Konstruktion: „Biographisches Handeln weist – wie jedes Handeln – ein Moment von *Emergenz und Autonomie* auf. Handeln ist nie nur Vollzug sozial tradierter Wissensbestände, sondern hat immer auch den Charakter des offenen Entwurfs“ (ebd., S. 21, Herv. i. Orig.). Im Zuge der Individualisierung nehmen die Handlungsmöglichkeiten der Subjekte zu (vgl. ebd.). Demnach sind Spannungen und Konflikte zwischen biografischem Handeln und institutionellem Programm zu berücksichtigen. In dieser Spannung zwischen dem Lebenslauf als gesellschaftliche Institution und der Biografie als subjektive Konstruktion wird den Biografieträger_innen Handlungsfähigkeit zugesprochen, gegen die institutionelle

Mechanismen des Lebenslaufs aufzubegehren, sie weiterzuentwickeln und sie eigensinnig in ihre Identität zu integrieren (vgl. ebd.). Für die Perspektive auf die biografische Person bedeutet dies, dass die „Entwicklung nicht mehr abgeschlossen [ist], sobald sich ein gefestigtes Ich gebildet hat, sondern […] als lebenslanger Prozeß“ (ebd.) gilt.

Alheit und Dausien (2006, S. 432) knüpfen an die Hinweise an, dass der Lebenslauf als soziale Institution und seine Dreiteilung (s. o.) normative Wirkmächtigkeit verlieren. Die Orientierungsmuster des Lebenslaufs und kollektive symbolische Ordnungen erodieren, während vielfältige Sinnwelten und Individualisierung zunehmen. Dadurch steigt der Druck auf die Individuen, die einzelnen Erfahrungen so miteinander zu verknüpfen und in ihre Biografie einzubauen, dass sie für das Individuum Sinn ergeben. Dies rückt biografisches Lernen ins Zentrum der Bildungsforschung im Erwachsenenalter (vgl. ebd.). In biografischen Lernprozessen „geht es nicht um situative Lernakte isolierter Individuen, sondern um Lernen als (Trans-) Formation von Erfahrungen, Wissen und Handlungsstrukturen im lebensgeschichtlichen und lebensweltlichen […] Zusammenhang“ (Alheit, Dausien 2009, S. 722)[20]. Zentral ist hier der Begriff „*Biografizität*“ (ebd., Herv. i. Orig.). Er meint die Leistung der Individuen, vielfältige Erfahrungen sinnhaft in die eigene Erfahrungsaufschichtung zu integrieren, wobei dies nicht gelingen muss. Die Einarbeitung neuer Erfahrungen geschieht vor dem Hintergrund der bisherigen Erfahrungsgestalt (vgl. Alheit, Dausien 2006, S. 435). „Lebensgeschichtliches Lernen ist also immer an den Kontext einer konkreten Biografie gebunden“ (Alheit, Dausien 2009, S. 726). Die bisherige Erfahrungsaufschichtung ist dabei nicht determinierend für neue Erfahrungen, sondern eher richtungsleitend oder perspektivisch. Alheit und Dausien sprechen von einer Selbstreferentialität im Sinne einer „‘Suchbewegung‘ oder ‚diffuse[n] Zielgerichtetheit‘“ (ebd., S. 728). Sie betonen damit den eigenwilligen, ungeplanten, überraschenden und transformativen Charakter von biografischem Lernen, statt es als selbstgesteuert, strategisch oder absichtsvoll zu bestimmen (vgl. ebd.). Vor dem Hintergrund ist auch verständlich, dass es zu kurz greift, lediglich institutionell beabsichtigte Lernprozesse als solche zu begreifen. Vielmehr stellen neue biografische Erfahrungen und ihre spezifische Verknüpfung mit und Deutung vor der bisherigen Erfahrungsaufschichtung „nichtintendiert[e] Lernprozesse“ (Alheit, Dausien 2006, S. 449) jenseits von Curricula dar. Biografisches Lernen ist also einerseits die individuelle Erfahrungsgestalt als Resultat und Perspektive für die Verarbeitung von Erfahrun-

[20] Neben der der hier dargestellten Sichtweiseauf lebenslangen Lernens aus Sicht des Individuum zeigen Alheit und Dausien auch die bildungspolitische Perspektive auf, auf die hier nicht eingegangen wird, s. dazu Alheit und Dausien 2009, S. 717ff.

gen. Andererseits ist biografisches Lernen nicht nur individuelle Sinnkonstruktion, sondern von der sozialen Welt durchwoben und strukturiert: „Reflexive Lernprozesse dieser Art finden nicht ‚im' Individuum statt, sondern sind auf Kommunikation und Interaktion mit anderen bzw. die Beziehung auf einen sozialen Kontext angewiesen" (Alheit, Dausien 2009, S. 727). Biografisches Lernen bleibt „an die lebensweltliche Semantik der umgebenden Sozialwelt anschließbar, weil die zu verarbeitenden Lernimpulse in der Regel aus dieser Sozialwelt stammen" (Alheit, Dausien 2006, S. 435). Daher wird der Begriff der Selbstreferentialität als eine „nach außen offene Selbstreferentialität" (Alheit 1997, S. 947) für Erfahrungen mit sich, anderen und der Welt präzisiert. Damit ist auch der Begriff „Biografizitität" um das Soziale erweitert (vgl. Alheit, Dausien 2009, S. 728). Im Zuge dieser „kollektiven Formationsprozesse" (ebd., S. 728) bilden sich (unbeabsichtigt) kollektives Wissen und kollektive Handlungspraxen aus. So entstehen sozial geteilte Erfahrungszusammenhänge, Deutungen und kollektive Handlungspraxen. Lebensgeschichtliches Lernen ist also sowohl eine eigensinnige, durch die spezifische Erfahrungsgestalt geleitete Verarbeitung von Erfahrungen und individuelle Sinnkonstruktion als auch eine interaktiv mit Anderen der Sozialwelt hergestellte und strukturierte Erfahrungsaufschichtung. Der Begriff „Biographisierung" (Alheit, Dausien 2006, S. 441) ermöglicht es, die verschiedenen Gleichzeitigkeiten von Individuum und Gesellschaft, Struktur und Emergenz, Institution und Konstruktion, System- und Handlungsebene, Erzähltem und Erlebtem zusammenzudenken (vgl. ebd., S. 441f.). Dies zeigt, dass „Biographien […] immer beides zugleich [sind]: die besondere Lebensgeschichte einer Person und konkretes Dokument einer allgemeinen – im Sinn einer kollektiv geteilten – gesellschaftlich-historischen Geschichte" (ebd., S. 442). Dem performativen Verständnis von Biografien folgend, ist hier einzuwenden, dass die Konstruktion von Sinn im lebensgeschichtlichen Kontext durch das Erzählen der Lebensgeschichte selbst geschieht (vgl. Koller 1993, S. 37). Daraus folgt erstens, dass biografische Lernprozesse auf der Ebene des Erzählens, in rhetorischen Figuren und der in ihnen enthalten Möglichkeit der Transformation von Selbst-, Welt- und Anderen-verhältnissen, zu suchen sind (vgl. ebd., S. 43). Zweitens kommt so dem Erzählen selbst (statt der Erfahrungsaufschichtung) die Funktion zu, die Herausforderung zunehmend vielfältigen Erfahrungswelten „sprachlich-handelnd zu bewältigen" (ebd., S. 38). Weiter beschreibt Rosenthal auf Grundlage ihrer Erkenntnisse aus Interviews mit Überlebenden der Shoah die „heilende Wirkung des biographischen Erzählens" (Rosenthal 1995, S. 167ff.). Das Erzählen kann zu einer „Reorganisation der biographischen Gesamtsicht" (ebd., S. 169) führen, da die Erzählung auf die Kongruenz mit dem eigenen Selbstbild hin überprüft und ggf. reor-

ganisiert wird. Sie kann zudem eine „kathartische Wirkungen“ (ebd.) entfalten, indem bisher unberücksichtigte und aus der Erzählung ausgeblendete Erlebnisse sagbar werden können (vgl. ebd., S. 169f.). Nach Abraham können Rosenthals Erkenntnisse der bewältigenden Funktion des Erzählens auch für Erzählungen „im Kontext weniger belastender Lebenserfahrungen genutzt werden“ (Abraham 2002, S. 152).

Dausien (2012, S. 157ff.) weist in Zusammenhang mit Geschlechterforschung darauf hin, dass Biografieforschung einen geeigneten Ansatz bietet, den Forschungsgegenstand, bei Dausien Geschlecht, nicht zu reifizieren, sondern ihn als Konstruktion des Subjekts zu re- und dekonstruieren (vgl. ebd., S. 159ff.). Dies erklärt sie anhand von drei zentralen Annahmen zum Biografie-Konzept, die oben bereits angeklungen sind: Erstens sind Biografien „*temporalisierte*“ (ebd., S. 162, Herv. i. Orig.) sowie „*temporalisierende*“ (ebd., Herv. i. Orig.) Konstrukte, da einerseits „Biografie“, „Lebenslauf“ und „Biografizität“ als Prozesse gedacht werden, andererseits durch die Annahme der biografischen Zeitlichkeit auch soziale Wirklichkeit eine Zeitlichkeit erhält. Dies ermöglicht, den Forschungsgegenstand als Prozess, als Werden über die Lebensspanne hinweg zu begreifen:

> „Die der biographischen Perspektive eingeschriebene Zeitlichkeit lenkt […] den Forschungsprozess systematisch auf die empirische Re-Konstruktion und Theoretisierung von Veränderungen, Umstrukturierungen, Wandlungen. Sie bewirkt eine *Temporalisierung* ihres Gegenstandes“ (ebd., S. 163, Herv. i. Orig.).

Damit wird der Forschungsgegenstand erstens nicht statisch, sondern zeitlich variabel, veränderbar und (lebens-)geschichtlich geworden gedacht. Es können drei Zeitformate unterschieden werden: Auf einer Makroebene erscheint die Herausbildung geteilter bzw. normativer Biografieverläufe geschichtlich geworden, auf der Ebene der Biografie wird diese als Lebensgeschichte konstruiert und schließlich wird in der Praxis des Erzählens selbst ein zeitlicher Ablauf hergestellt (vgl. ebd., S. 164).

Zweitens sind Biografien „perspektivische *Sinnkonstruktionen*, die in der Reflexivität der handelnden Subjekte und ihrer kulturellen Lebenspraxis gebildet werden“ (ebd., S. 162, Herv. i. Orig.). In Biografien wird ein bestimmter Sinn des Subjekts über sich selbst erzeugt (wenn auch selten intentional). Dieser Sinn ist „ein *gesellschaftlicher* Sinn“ (ebd., S. 163, Herv. i. Orig.), da Biografien in gesellschaftlichen Kontexten und mit Anderen interaktiv gedeutet und konstruiert werden. Gleichzeitig aktualisiert, reproduziert und entwirft das Subjekt die eigene Biografie vor diesen gesellschaftlichen Sinnhorizonten als besondere und eigensinnige Geschichte. Biografieforschung richtet die Perspektive auf das Subjekt und seine Sinnkonstruktionen. Sie fragt danach, „*wie* gesellschaftliche Individuen in be-

stimmten historisch-sozialen Kontexten Subjektivität ‚herstellen' und welche ‚Modelle' sie dabei produzieren und reproduzieren" (ebd., S. 165, Herv. i. Orig.). So können Prozesse der Subjektivierung als geschlechtliches – oder hier als körperlich intelligibles - Subjekt empirisch bearbeitet werden, „ohne zu substantialisieren oder zu naturalisieren" (S. 165).

Drittens beinhaltet das Biografiekonzept „die dialektische Verschränkung individueller und gesellschaftlicher Strukturierungsprozesse" (ebd., S. 163). Biografien sind durch gesellschaftliche Kontexte geformt und gleichzeitig eine subjektive Konstruktion innerhalb dieser Kontexte (s.o.). So bilden sich in der Biografie „*Subjekt-Kontext-Verhältnisse*" (ebd., S. 163, Herv. i. Orig.) ab. Die biografische Perspektive kann demnach fragen, in welchen Kontexten der_die Erzähler_in Geschlecht wie hervorbringt oder verschleiert und welche Logiken er_sie über Geschlecht in sozialen Kontexten entfaltet (vgl. ebd., S. 165f.).

Neben dem Effekt, Reifizierungen zu vermeiden, erweist sich das biografisch-narrative Interview „als ein besonders geeigneter Weg der Erkenntnisgewinnung im Horizont der Körperlichkeit" (Abraham 2017, S. 464): Die in der Biografie-Erzählung enthaltenen narrativen Textelemente, die Erzählungen im engeren Sinn, verweisen auf eine „hohe persönliche, emotionale und leibliche Beteiligung" (ebd.) und bieten daher „einen Zugang zur leiblichen und emotionalen Ebene von Lebensvollzügen, in die die Forschungssubjekte selbst ‚mit Haut und Haar' involviert waren oder sind" (ebd., S. 466). Gleichzeitig birgt der Körper als Forschungsinteresse und Forschungsgegenstand einige Schwierigkeiten (vgl. Abraham 2002, S. 17ff.). Dies liegt maßgeblich an der sprachlichen Unverfügbarkeit des Körpers, die sich auf verschiedenen Ebenen zeigt: Erstens ergibt sich ein methodisches Problem des Zugangs zum Körper. Körperliche Wahrnehmungen sind nicht direkt erfahrbar, sondern immer durch das Denken und die Sprache übersetzt, gefärbt und gefiltert. Um Körperlichkeit bewusst wahrzunehmen, bedarf es einer Interpretation und Versprachlichung der körperlichen Regungen (vgl. ebd.). Dabei sind Wahrnehmungen bereits Interpretationen, die aufgrund von tradierten Denk- und Sprachschemata ermöglicht (oder begrenzt) werden (s. Kapitel 1.1). Über den Körper zu kommunizieren stellt eine weitere Übersetzungsleistung dar, die durch die Art der zu Verfügung stehenden sprachlichen Mittel strukturiert wird. Somit sind körperliche Regungen als solche nicht erfahrbar, sondern werden durch die Übersetzung in (sprachliche) Symbole immer bereits einer Deutung, Interpretation und Bewertung vor dem Horizont diskursiven Wissens unterzogen. „Wir haben also keinen direkten Zugriff auf den Körper, sondern nur einen, der durch das Nadelöhr unserer sprachlichen und gedanklichen Konstruktion gegangen ist" (ebd., S. 17). Der

Körper und die Körperwahrnehmung entfremden sich also durch das Medium der Sprache. Zweitens stellt der Körper eine Selbstverständlichkeit und eine Allgegenwärtigkeit dar. Er ist „ein allzu vertrautes Alltagsphänomen“ (Abraham 2017, S. 458), das durch die fehlende Distanzierung von ihm kaum und meist nur dann, wenn der Körper nicht wie routiniert und selbstverständlich reagiert, Gegenstand des bewussten Denkens und der Reflexion ist (vgl. Abraham 2002, S. 18). Die fehlende bewusste Auseinandersetzung mit und Thematisierung von Körperlichkeit führt drittens zu einer „‘Sprachlosigkeit‘“ (ebd., S. 17), die in Worten und Erzählungen symptomatisch wird. So fehlen auf der Ebene des Wortschatzes differenzierte und angemessene Worte zur Beschreibung von Körperlichkeit, körperlichen Regungen und Wahrnehmungen. Dahingegen existiert eine Vielzahl „despektierlicher und obszöner körperbezogener Ausdrücke, die mit der Abwertung (zumeist analer und sexuell konnotierter) Körperregionen und –aktivitäten korrespondieren“ (Abraham 2017, S. 458). Darüber hinaus fehlen Erzählmuster, die als erwartbare und erprobte Darstellungsweisen von Körperlichkeit Orientierung und Sicherheit im Erzählen geben würden. Durch ihr Fehlen verschärft sich die Unsicherheit in Erzählungen über Körper. Dies schlägt sich auch in biografischen Erzählungen nieder. Nach Rosenthal (1995, S. 100) wird erlernt, biografische Erzählmuster sozial angemessen zu verwenden und entsprechend bestimmte Themen und Darstellungsformen zu vermeiden und auszulassen. Hierzu zählt sie auch den Leib:

> „Im Laufe der Sozialisation lernt man, welche Bereiche des Lebens in welchen Situationen erzählbar sind, welche besser verschwiegen werden und welche Darstellungsformen angemessen sind. Einige dieser Regeln zur Darstellung der Lebensgeschichte werden vom Individuum latent im Sozialisationsprozess vermittelt […]. Der ‚sprachlose Leib‘ in biographischen Erzählungen, der meist nur in der Einbettung in eine Krankengschichte als Thema auftaucht, jedoch kaum bei Lusterfahrungen, ist zum Teil Ausdruck einer solchen Regel“ (ebd.).

Abraham (2002, S. 20) nennt dies ein „oft heimliches, unbewusstes oder latentes […] Sprachverbot“ (ebd.)[21]. Sie empfiehlt daher, die Frage nach der Körpergeschichte in die Frage nach der Lebensgeschichte einzubetten, da das Sprechen über den Körper schambehaftet und schwierig sein kann, während die Bereitschaft, vom eigenen Lebensverlauf zu erzählen, höher ist, weswegen hier „ausführliche Narrationen erwartet werden“ (Abraham 2017, S. 467) können:

[21] Die Sprachlosigkeit des Körpers bewirkt(e) auch in den Sozialwissenschaften eine Auslassung des Körpers. Die Gründe für eine Marginalisierung des Körpers in der Soziologie verortet Abraham (2002, S. 15ff.) in der Trennung von Geist und Körper in Folge der Aufklärung und das Erhöhen des logisch-rationalen Denkens über Körper- und Leiblichkeit, wie es auch für die Pädagogik rekonstruiert wurde (s. Kapitel 1.5). Die Folge sind eine „massive *Tabuisierung*“ (ebd., S. 19, Herv. i. Orig.) des Körpers. In Folge der Zunahme von Sub-Sinnwelten unterliegt der Körper außerdem einer zunehmenden „Parzellisierung“ (ebd.) in Teilwelten wie bspw. Arbeit, Familie, Sport, Medizin, Medien und fordert die Subjekte heraus, die verschiedenen Anforderungen und Symboliken konsistent in ihre Biografie und Identität einzubauen. Eine ausführliche Beschreibung dieser Entwicklungen würde hier zu weit führen. S. hierfür ausführlicher Abraham 2002, S. 15ff.

> „Im Gegensatz zum Thema ‚Körper' oder ‚mein Körper' ist der eigene Lebenslauf weitaus weniger mit Scham besetzt und es haben sich sozial anerkannte und verbreitete Erzählfolien gebildet, mit deren Hilfe das eigene Ich im Format ‚Biographie' präsentiert und ausgelegt werden kann" (ebd. S. 466f.)

Genauer betrachtet zeigt sich dann sogar, dass „[k]örperbezogene Themen und leiblich-emotionale Erfahrungen […] in *allen* biographischen Narrationen als *Subtext* enthalten [sind] […] - und zwar auch dann, wenn der Körper *nicht explizit* zum Thema gemacht wurde" (ebd., Herv. i. Orig.). Diese mitlaufenden oder tiefer liegenden Erfahrungen können narrationsanalytisch aufgedeckt werden. Bevor aber auf die Auswertungsmethoden eingegangen wird, stellen die folgenden Kapitel das Sample und die Datenerhebung vor.

3.2 Feldzugang und Sample

Wie bereits beschrieben, werden Frauen* befragt, da Körperlichkeit und Schönheit für sie verbindlicher gelten. Während zunächst geplant wurde, Frauen* mittleren Alters aufgrund ihrer längeren Erfahrungsaufschichtung zu befragen, legten die Ergebnisse von Abraham (2002, S. 478) nahe, Frauen* einer Kohorte zu befragen, die einen größeren zeitlichen Abstand zu den von ihr Befragten aufweist. Die funktionalistische und tabuisierte Deutung des Körpers scheint durch die gesellschaftlichen und historischen Strukturen der Kriegs- und Nachkriegszeit geformt zu sein. Demgegenüber stellt der Körper eine zunehmend stärkere Strukturdimension dar (vgl. Degele, Winker 2007, o.S.) und Schönheit wird bedeutsamer (vgl. Degele 2004, S. 14; Penz 2001, S. 9f.). Die zunehmende Entwicklung der Individualisierung, der vielfältige Medienkonsum und öffentliche Thematisierungen von Selbstliebe, Body Positivity und Sexualität können zu einer veränderten Beziehung zum Körper geführt haben (vgl. Abraham 2002, S. 478). Daher wurden für diese Masterarbeit Frauen* im Alter zwischen 25 und 35 Jahren befragt.

Die Interviewpartnerinnen* wurden über Freundinnen* und Bekannte rekrutiert. Dazu wurden Chat-Nachrichten mit der Bitte um Weiterleitung formuliert. Diese Vorgehensweise ermöglicht es, Vertrauen zu wecken, da die interviewende Person über eine gemeinsame Bekannte* nicht gänzlich fremd ist. Zugleich ist die nötige Distanz gegeben, die für die Erhebung der Daten relevant ist. Eine Freundin* oder Bekannte der forschenden Person zu befragen, birgt die Gefahr, dass die Beziehung zwischen den Personen die Ergebnisse verfälscht (vgl. Küsters 2009, S. 49, zu den forschungsethischen Fragen s. Kapitel 3.6). Dabei wurde auch das „Schneeballprinzip" angewendet: Interviewte Personen wurden gebeten, die Anfrage an mögliche weitere Interviewpartnerinnen* weiterzuleiten. In der Chat-

Nachricht stellte sich die interviewende Person kurz vor. Das Thema wurde benannt und die Suche nach Frauen* zwischen 25 und 35 Jahren zur Teilnahme an Interviews formuliert. Auf die Vertraulichkeit und Anonymisierung der Daten wurde ebenfalls hingewiesen (vgl. ebd., S. 50). Ferner wurde aufgrund der Corona-Pandemie die Möglichkeit eröffnet, das Interview je nach Wunsch der Interviewpartnerin* face-to-face oder via Video-Telefonat durchzuführen. Somit sollte die Gesundheit der Teilnehmerinnen* gewährleistet und die Teilnahme für Personen der sog. Risikogruppe ermöglicht werden. Gleichzeitig sollte mit dem Video-Telefonat eine Gesprächssituation von Angesicht zu Angesicht nachempfunden werden.

Es meldeten sich insgesamt 12 Frauen* bereit, ein solches Interview zu geben, von denen mit acht Frauen* ein Interview geführt wurde. Die Auswahl kam aus zeitökonomischen Gründen zu Stande: Frauen*, die in dem geplanten Erhebungszeitraum Zeit für ein Interview hatten, wurden in das Sample aufgenommen, während Frauen*, die sich erst nach dem Erhebungszyklus meldeten bzw. erst danach Zeit hatten, abgesagt werden musste. Ein telefonisches Vorgespräch diente dem Kennenlernen und dem Aufbau einer „Vertrauensbeziehung […], die es dem Erzähler im Interview erlaubt, sich ohne Misstrauen dem Erzählfluss zu überlassen“ (ebd., S. 54). Die Gespräche waren eine Mischung aus „Small Talk“ und Information über das Vorhaben. Nach einer kurzen Vorstellung der Person wurde das Forschungsvorhaben kurz beschrieben, um Verständnis, Sinnhaftigkeit und Motivation für die Beteiligung am Interview zu fördern (vgl. ebd.). Hier wurde darauf geachtet, dem Interview thematisch und inhaltlich nichts vorwegzunehmen oder eine Richtung der Erzählung zu suggerieren (vgl. ebd.). Weiter wurde auf die Besonderheit des Ablaufs eines biografisch-narrativen Interviews hingewiesen, dass im Interview eine Eingangsfrage gestellt wird, sodann die interviewende Person während der Erzählung schweigt und erst am Ende Nachfragen stellt. Es wurde nach dem Einverständnis einer Tonaufnahme gefragt und im Fall des Video-Telefonats darauf hingewiesen, dass auf eine Bild-Aufnahme aus datenschutzrechtlichen Gründen und zum Wohlbefinden der Interviewpartnerin* in der Interviewsituation verzichtet wird. Außerdem wurden nochmals der Datenschutz und die umfassende Anonymisierung der Daten zugesichert. Nach dem Einverständnis der interviewten Person zum Ablauf und zur Tonaufnahme wurde die gewünschte Interviewform erfragt und ein Termin vereinbart. Zwei Interviewpartnerinnen* bevorzugten ein telefonisches

Interview ohne Video und zwei Frauen* konnten von Angesicht zu Angesicht interviewt werden. Die Tabelle zeigt einen Überblick über das Sample[22]:

Pseu-donym	Alter	Durchführungsart, Dauer insgesamt, Dauer der Anfangs-erzählung (AE)	Zentrale Inhalte in der Thematisierung von Körper
Miriam	25	Video-Telefonat, 38min., AE: 7min	-Zufriedenheit mit dem Körper und gleichzeitige Wahrnehmung der gesellschaftlichen Vermittlung von angemessenem weiblichem* Aussehen -Wahrgenommene Ideale: Dünn, rasiert und geschminkt sein -Unzufriedenheit mit dem Hautbild -Challanges wie „thigh gap“ und „carrypenunderbreast“ -Anerkennung durch das männliche* Geschlecht
Julia	27	Video-Telefonat, 1 Std. 03 min, AE: 20min	-Abgrenzung von der Essstörung einer Kommilitonin -Einflüsse von Instagram auf das eigene Körperbild -Unzufriedenheit mit dem Hautbild -Mögliche, in Betracht kommende Körpermodifikationen
Lucia	27	Face-to-face, 1 Std 51 min, AE: 53min	-Ausführliche körperbiografische Erzählung -Leibliches Erleben von Genuss und Leidenschaft, aber auch von Schmerz und Leid -Erleben des Körperleibes in Yoga, Bewegung, Tanz, Aktmalerei, Meditation und Sexualität
Ingrid	26	Telefonat, 53min, AE: 34min	-Körperkontakt als Spüren von Nähe und Abwesenheit von Körperkontakt aufgrund eines Klinikaufenthalt in Folge einer Depression -Sexualität und Normierung von Sexualität, BDSM-Praxis als Überschreitung der normierten Sexualität
Eva	29	Telefonat, 43min, AE: 22min	-Befähigung und Be_hinderung im inklusiven Kindergarten -Hohlkreuz als Auffälligkeit -Hierarchisierung der Kinder und Jugendlichen über Körper -Phasen des Ab- und Zunehmens, Abwertung als „die Dürre“ -Körperlichkeit wird weniger wichtig, wenn das Umfeld stabiler ist -Körper in /und Schwangerschaft
Han-nah	35	Video-Telefonat, 58min, AE: 9min	-Differenz zwischen Fremd- und Selbstwahrnehmungen in Bezug auf den Körper und ihre Sexualität: Ihr Körper wird als sportlich und gesund gelesen, während sie Rückenschmerzen hat; ihr Körper wird entgegen ihrem Begehren als nicht lesbisch gelesen -Beobachtung von Abnahme von Agilität und eines sich verändernden Körpers im Lebensverlauf
Rachel	25	Video-Telefonat, 1 Std. 24min, AE: 24min	-Aushandlung mit Körperbild der Mutter -Versuch, das verinnerlichte Körperbild abzulegen -Auseinandersetzung mit Ansprachen von Brüdern -Die Ideale, dünn zu sein, sich wohlzufühlen, sich „schön zu machen“ werden relevant erlebt -Sexualität und Auseinandersetzung mit der Form der Brüste
Sophia	32	Face-to-face, 1 Std. 51 min, AE: 52min	-Ausführliche lebensgeschichtliche Erzählung -Körper tritt in der Erzählung von den Geburten ihrer Kinder und einer Operation an der Gebärmutter explizit auf -Körperliche Nähe zu Kindern

Tabelle 1: Überblick über das Sample (eigene Darstellung)

[22] Im Folgenden sind alle Namen der Interviewpartnerinnen* Pseudonyme.

3.3 Datenerhebung: Das biografisch-narrative Interview

Nach einem erneuten Vorgespräch, in dem eine angenehme Gesprächsatmosphäre aufgebaut sowie Hinweise zur Verwendung des Datenmaterials und zur Gewährleistung der Anonymität gegeben wurden, beginnt das biografisch-narrative Interview mit einer „Erzählaufforderung“ (Schütze 1983, S. 285). Diese ist die Bitte, die Lebensgeschichte oder darin besonders interessierende Phasen zu erzählen. Es ist darauf zu achten, dass die Erzählaufforderung eindeutig erzählgenerierend formuliert wird. Wird der Erzählstimulus argumentationsgenerierend oder zweideutig gestellt (bspw. durch Erläuterungen oder Relativierungen), führt dies in der Erzählung zu einem „unentwirrbare[n] Durcheinander von Erzähl- und Argumentationsbruchstücken. In einem solchen Fall wäre das Interview als narratives gescheitert“ (Küsters 2009, S. 56). Die Erzählaufforderung enthält hier die Bitte, die eigene Lebens- und Körpergeschichte zu erzählen (s. Anhang 2). Auf die Einbettung des Themas „Körper“ in den lebensgeschichtlichen Kontext wurde in Kapitel 3.1 eingegangen. Außerdem wurde der Begriff „Körpergeschichte“ statt „Körperbiografie“ gewählt, da er anschlussfähiger ist, während der Biografie-Begriff formeller klingt und somit hemmend für eine Erzählung wirken kann.

Eher selten beginnt die interviewte Person direkt mit der Erzählung. Meist folgt in Anschluss an den Erzählstimulus eine „*Aushandlungsphase und Ratifizierung des Stimulus*“ (ebd., Herv. i. Orig.), in der die interviewte Person Unmut äußert oder den_die Interviewer_in etwas fragt und so die Rederolle zurückgibt. Dies kann aus Unsicherheit, ob die Erzählaufforderung richtig verstanden wurde, oder aus einer Erzählhemmung heraus geschehen (vgl. ebd.). Hier sollte der Erzählstimulus wiederholend gesetzt werden, ohne ihn aufzuweichen, und gemeinsam das Thema der Erzählung ausgehandelt werden (vgl. ebd.).

Die Erzählaufforderung evoziert dann eine „Stegreif-Erzählung“ (Schütze 1976, S. 225). Nach Schütze bewirken die „vier kognitiven Figuren von Stegreiferzählungen (Kallmeyer, Schütze 1977, S. 183) und die „Zugzwänge des Erzählens“ (ebd., S. 187), dass das Erlebte in seiner Gestalt wiedergegeben werde. So offenbare die Stegreif-Erzählung am ehesten die erlebte Wirklichkeit (vgl. Schütze 1983, S. 286). Dieser Anspruch wurde mit der Lesart einer Biografie als performative Gebilde bereits kritisiert (s.o.). Daran anschließend ist mit Koller (1993, S. 36ff.) vielmehr zu fragen, welcher „rhetorischen Figuren“ (ebd., S. 39) sich die Erzählung bedient. Das Erlebte werde weniger in seiner Gestalt erzählt, sondern Erfahrungen selektiert, die „erzählens*wert*“ (ebd., S. 37, Herv. i. Orig.) erscheinen. Durch eine bestimmte Erzählweise, den Sprachgebrauch, den Einsatz von „rhetorische[n] Figu-

ren“ (ebd., S. 39) wie Metaphern oder „Gedankenfiguren“ (ebd.) wie Ironie wird ein biografischer Sinn produziert. Dabei ist der Rückgriff auf vorhandene rhetorische Mittel und die Möglichkeit, sie alternativ zu nutzen, vom Bewusstsein der Beteiligten abhängig (vgl. ebd.).

Während der Haupterzählung sollte die interviewende Person „erzählanregend schweigen“ (Küsters 2009, S. 58). Sie hält sich zurück und greift nicht in die Haupterzählung ein, bestärkt aber den Redefluss, in dem sie aktiv zuhört (bspw. nicken, mhm-sagen) und sich an passenden Stellen empathisch zeigt (bspw. lachen, Traurigkeit teilen) (vgl. ebd.). Der_die Interviewer_in hält Pausen aus und kann allenfalls bei sehr langen Pausen die Erzählung wieder anstoßen, indem sie_er fragt, wie es dann weiterging (vgl. ebd., S. 59). Die Haupterzählung wird meist mit einer eindeutigen „Erzählkoda“ (Schütze 1983, S. 285) abgeschlossen.

Daran schließt der zweite Teil des Interviews, die „immanenten Nachfragen“ (Küsters 2009, S. 61), an. Die hier gestellten Nachfragen haben das Ziel, wiederum Erzählungen zu generieren, indem die interviewte Person angeregt wird, fragmentarisch gebliebene (Neben-) Erzählungen, Unterrepräsentiertes und Überlagertes ausführlicher zu erzählen (vgl. Schütze 1983, S. 285). Dabei können bspw. Lebensphasen, Personen, bestimmte Situationen oder Erzählungen zu einem Argument (vgl. Loch, Rosenthal 2002, S. 230) sowie zum Ende dieses Nachfrageteils auch nicht erzählte Lebensabschnitte fragend angesteuert werden (vgl. Küsters 2009, S. 63).

Im dritten Teil des Interviews werden „[*e]xmanente Nachfragen*“ (ebd., S. 63, Herv. i. Orig.) gestellt. „Es geht nunmehr um die Nutzung der Erklärungs- und Abstraktionsfähigkeit des Informanten als Experte und Theoretiker seiner selbst“ (Schütze 1983, S. 285). Hier können Fragen gestellt werden, die an Argumentationen und Eigentheorien der interviewten Person ansetzen oder sich aus der Forschungsfrage ergeben. Die interviewte Person sollte dabei weiterhin als „Experte […] seiner selbst“ (ebd.) ernst genommen und nicht mit Widersprüchen in der Erzählung konfrontiert werden. Diese können noch in der Analyse herausgearbeitet werden (vgl. Küsters 2009, S. 63f.). Dieser Nachfrageteil kann „bis hin zu einer Art Leitfadeninterview“ (ebd., S. 64) ausgeweitet werden.

Das Interview sollte „möglichst konsensuell beendet“ (Loch, Rosenthal 2002, S. 230) werden. Wenn das Interview noch unabgeschlossen ist, wird ein neuer Termin vereinbart. Da das Interview auch schwierige Erinnerungen und belastende Lebensphasen enthalten kann, ist darauf zu achten, die interviewte Person nicht in Erinnerung an eine krisenhafte Phase

aus dem Interview zu entlassen (vgl. ebd.). Zum Abschluss wird die interviewte Person gefragt, ob es noch etwas gibt, das sie erzählen, ergänzen oder korrigieren möchte.

Nach Beendigung des Interviews können soziodemografische Daten abgefragt werden, die für die Forschungsfrage relevant sind (vgl. Küsters 2009, S. 64). Hier waren dies das Alter, die Geschlechtszugehörigkeit und der berufliche Status. Diese wurde erst nach dem Ausschalten der Tonbandaufnahme erfragt, da es nicht passend erschien, die Erzählung mit der Abfrage der Daten abzuschließen. Stattdessen wurde das Ausschalten des Tonaufnahmegeräts als markierter Ausstieg aus der Erzählsituation genutzt. Anschließend folgt ein Nachgespräch, in dem sich je nach Bedürfnis der befragten Person verabschiedet oder durch Gespräche ähnlich wie im Vorgespräch eine alltägliche(re) Situation (wieder-) hergestellt wird (vgl. ebd., S. 64f.).

3.4 Auswahl der Interviews zur Analyse und Transkription

Die Auswahl der Interviews zur weiteren Analyse bemaß sich an folgenden Kriterien: Zur Analyse kamen Interviews in Betracht, in denen Körperbiografien als zeitlicher Verlauf dargestellt werden, anstatt, dass Körperthemen aufzählend und nebeneinandergestellt präsentiert werden. Dies korrespondiert meist mit der Länge der Anfangserzählungen. Die Biografie von Rachel wurde aufgrund des biografischen Prozesses, dem Sprechen zu Schönheitsidealen und erzählten Anrufungen als besonders tragend für das Forschungsvorhaben eingeordnet. Während der Analyse der Biografie stellte sich Lucias Erzählung für einen Vergleich als interessant heraus: Lucia und Rachel sind ungefähr gleich alt und befinden sich in einer ähnlichen Lebensphase, was auf formaler Ebene auf eine hohe Ähnlichkeit der Biografien hinweist. Lucias Biografie enthält ebenfalls mit Normen des Aussehens aufgeladenen Adressierungen. Gleichzeitig stellt das Spüren und Explorieren des Körpers, das Lucia erzählt, einen Kontrast zu Rachels Körperbiografie dar.

Die zur Analyse ausgewählten Interviews wurden transkribiert, wobei eine mittlere Genauigkeit als Transkriptionsgrad gewählt wurde (vgl. Küsters 2009, S. 74). D.h., dass bspw. notiert wurde, wann eine Person höher oder tiefer als im restlichen Interview sprach, aber Stellen ohne besondere Intonation nicht gekennzeichnet wurden. Zur Vereinheitlichung und Vergleichbarkeit wurden vorab Transkriptionsregeln festgelegt, die in Anhang 3 zu finden sind. Das Transkribieren enthält bereits „erste Interpretationsentscheidungen“ (ebd., S. 75), bspw. die Interpretation von Sprechweisen als zögernd, fragend, laut und leise. Weiter werden in diesem Schritt Informationen, „die die Identifizierung des Befragten er-

möglichen würden“ (ebd., S. 75f.) anonymisiert und Pseudonyme eingesetzt. Die Transkription und Anonymisierung stellt vor diesem Hintergrund einen „Transformationsschritt“ (ebd., S. 75) dar.

3.5 Datenauswertung

Zur Datenauswertung wurde eine Kombination der Narrationsanalyse und Adressierungsanalyse gewählt. Die beiden Denk- und Analysemittel unterliegen unterschiedlichen Prämissen, die in Konflikt geraten können. Dies wird im Anschluss an die Darstellung der einzelnen Vorgehensweisen diskutiert.

3.5.1 Narrationsanalyse

Mit der Narrationsanalyse nach Schütze (1983, S. 286ff.) kann die „biographische Gesamtformung“ (ebd., S. 286), hier die Körperbiografie, rekonstruiert werden. Dazu schlägt Schütze ein mehrschrittiges Verfahren vor: In einem ersten Schritt, der „*formale[n] Textanalyse*“ (ebd., Herv. i. Orig.), gilt es, den Text anhand der enthaltenen „Rahmenschaltelemente“ (ebd.) in seine formalen Segmente zu gliedern. Die Rahmenschaltelemente sind Wörter, die die Erzählung zeitlich strukturieren, wie bspw. „dann“, „vor der Schule“, aber auch der Wechsel von Textsorten oder Themen (vgl. Küsters 2009, S. 78; Fischer-Rosenthal, Rosenthal 1997, S. 153f.). Schütze sieht in seinem Verfahren vor, „alle nichtnarrativen Textpassagen zu eliminieren“ (Schütze 1983, S. 286), sodass man einen von Beschreibungen und Argumentationen „‘bereinigten‘ Erzähltext“ (ebd.) erhält, da er (Stegreif-) Erzählungen als aussagekräftigste Textsorte bewertet (s.o.). Fischer-Rosenthal und Rosenthal (1997, S. 153f.) schlagen hingegen vor, die Textsorten zu differenzieren, nicht jedoch zu eliminieren, sondern im nächsten Schritt nach den Gründen für die Wahl einer bestimmten Textsorte zu fragen. Da Textsorten kommunikative Mittel sind, die eine Funktion tragen, ist es „ein bedeutsamer Erkenntnisschritt, die Wahl der jeweiligen Textsorte, ihre Dominanz oder Unterrepräsentanz, ihr Auftauchen in Verbindung mit bestimmten Inhalten sowie ihre beabsichtigten und beim Gegenüber erzeugten Wirkungen zu analysieren“ (Abraham 2017, S. 464). Dem folgend wird die Funktion eingesetzter Textsorten in der „strukturellen inhaltlichen Beschreibung“ (Schütze 1983, S. 286) analysiert. Dieser Schritt ist dem sequenziellen Charakter der Erzählung verpflichtet. Entlang der Rahmenschaltelemente widmet sich die analysierende Person hier den „Prozeßstrukturen des Lebenslaufs“ (ebd.). Dies bedeutet, dass der zeitliche Werdegang in seiner Prozesshaftigkeit

und mit seinen Wendepunkten - unter Einbeziehung der verwendeten sprachlichen Mittel und der Frage nach der Funktion eines Segments - herausgearbeitet und beschrieben wird. „[D]ie Analyse möglicher Zusammenhänge zwischen formaler und inhaltlicher Textstruktur [wird] extensiv verbalisiert, sozusagen der Subtext des Textes offengelegt“ (Küsters 2009, S. 80). In der darauffolgenden „*analytischen Abstraktion*“ (Schütze 1983, S. 286, Herv. i. Orig.) werden die Aussagen der strukturellen inhaltlichen Beschreibung, die noch an dem jeweiligen Prozessabschnitt des Lebenslaufs haften, zu „abstrahierten Strukturaussagen“ (ebd.) generalisiert. Diese werden in Bezug zueinander gesetzt und so eine biografisch gesamte Verlaufsachse dargestellt. Dabei wurde hier in Anlehnung an Rosenthal eine Trennung zwischen erzählter Ebene[23] und dem Erzählen vollzogen (vgl. Rosenthal 2010, S. 201f.): Eine Fallbeschreibung stellt das inhaltlich Erzählte in seinem Verlauf dar, während die Analytische Abstraktion auf das Erzählen und damit auf die sprachliche Ebene bezogen wurde.

Diese Schritte der von Schütze vorgeschlagenen Narrationsanalyse erschließen die Gesamtgestalt einer Biografie. Er schließt drei weitere Schritte an: Die „*Wissensanalyse*“ (Schütze 1983, S. 286, Herv. i. Orig.) arbeitet die eigensinnigen Deutungen des_r Erzähler_in über ihre_seine Lebensgeschichte heraus. Diskrepanzen zwischen den Darstellungen in den Textsorten der Erzählung und der Argumentation werden offengelegt und so die Selbstwahrnehmung des_r Erzähler_in „auf ihre Orientierungs-, Verarbeitungs- Deutungs-, Selbstdefinitions-, Legitimations-, Ausblendungs- und Verdrängungsfunktion hin“ (ebd., S. 287) interpretiert. Dieser Schritt wird aufgrund der Adaption der formalen Analyse überflüssig, da Argumentationen von Beginn an mit in die Analyse einbezogen werden (s.o.). Auch ist es, wie beschrieben, kritisch und nicht das Ziel, eine erlebte Wirklichkeit zu rekonstruieren (s. Kapitel 3.1). Anschließend folgen „*kontrastive Vergleiche*“ (ebd., Herv. i. Orig.) zwischen ausgewählten Interviews sowie die „*Konstruktion eines theoretischen Modells*“ (ebd., S. 288, Herv. i. Orig.). Diese Schritte des Vorgehens heben die Analyse von der Ebene der einzelnen Biografie ab und sollen zu einer Verallgemeinerung der Phänomene führen. Das Forschungsinteresse ist hier jedoch nicht die Bildung eines körperbiografischen Modells. Vielmehr soll das Werden und Gewordensein eines körperlichen Selbst im Spannungsverhältnis zwischen diskursiven Körpernormierungen und dem biografisch eigenwilligen Umgang mit diesen beleuchtet werden. Daher wird nach der Wissensanalyse

[23] Rosenthal differenziert zwischen erlebter und erzählter Lebensgeschichte (vgl. Rosenthal 2010, S. 201). Da in der vorliegenden Arbeit Biografien als sprachliche Gebilde aufgefasst werden und folglich das Erlebte nicht Gegenstand der Untersuchung sein kann, wurde die Trennung der Ebenen auf das Inhaltliche und das Sprachliche adaptiert.

die Adressierungsanalyse angeschlossen, die genau diesen Aushandlungs- und Konstitutionsprozess zwischen Diskurs und Subjekt untersucht.

3.5.2 Adressierungsanalyse

Die Adressierungsanalyse ermöglicht, anhand von Adressierungen und Re-Adressierungen Prozesse der Subjektivierung empirisch zu beobachten und zu beschreiben (vgl. Rose 2019, S. 80). Daher wird die Narrationsanalyse um die Adressierungsanalyse ergänzt. In der Adressierungsanalyse

> „steht die generellere Betrachtung jener Mikroprozess im Zentrum, in denen Menschen anderen Menschen bedeuten, wer sie in ihren Augen sein können und soll(t)en und dies notwendig in direkter Verknüpfung mit der – von Butler stark akzentuierten - Frage nach den Antworten auf solche Adressierungen, die wir als *'Re-Adressierungen'* bezeichnen und untersuchen – wodurch das Prozesshafte und Performative dieses Adressierens und Re-Adressierens hervorgehoben wird" (ebd., S. 73, Herv. i. Orig.).

Adressierungen meinen "konkrete, explizite aber auch implizite Ansprachen von jemandem (als 'Jemand')" (ebd., S. 74) und Re-Adressierungen die "zugehörige[n] Antworten [...] der Adressierten, die darin selbst wiederum zu Adressierenden werden" (ebd.). Es wird angenommen, dass in jeder sozialen Praktik Adressierungen und Re-Adressierungen enthalten sind (vgl. ebd.). Dies schließt an das Konzept der Anrufung an: In Kapitel 1.4 wurde ausführlich dargestellt, dass eine Anrufung das Subjekt in seine_ihre Subjektposition hineinruft, Subjekte sich für die Anrufung als Jemand existenziell empfänglich zeigen und sich mit diesen vorausgehend identifizieren, dass sie aber auch (selten bewusst oder intentional) resignifizierend antworten können. Somit untersucht die Adressierungsanalyse „‘diskursive Praktiken‘ auf ihre eingelagerten Subjektivierungsanforderungen gegenüber den entsprechend adressierten Subjekten“ (ebd., S. 80). Die Adressierungsanalyse bezieht sich auf die Diskursforschung und die Konversationsanalyse (vgl. ebd., S. 75, 77). Sie wurde für die Analyse ethnografisch erhobener Daten beschrieben, wird hier jedoch auf biografische Erzählungen angewendet.

Vorbereitend werden eher konversationsanalytisch die formalen und sequenziellen Strukturen der (Re-)Adressierungen herausgearbeitet (vgl. ebd., S. 77). Dies kann aufgrund des biografisch-narrativen Datenmaterials nur durch die Erzählung stattfinden. Daher wird dieser Schritt an das Datenmaterial angepasst und auf der Erzählebene gefragt, wie die Biografieträgerin* erzählte Adressierungen in die Gesamterzählung einbettet, wie sie Adressierungen erzählt und welche Funktion die Erzählung der Szene einnimmt (vgl. Koller 2014, S. 32). Auf erzählter Ebene wird analysiert, was der Adressierung inhaltlich vo-

rausgeht und auf welche angelegten Deutungen sie wie aufbaut. Sodann werden die (Re-) Adressierungen eher diskursanalytisch hinsichtlich ihrer Bedeutung in den bestehenden Wissensordnungen sowie ihrer sprachlichen Mittel zur Beanspruchung von Wahrheit analysiert (vgl. Rose 2019, S. 77).

Den Kern der Adressierungsanalyse bildet eine Analyseheuristik, die anhand von vier Dimensionen die im Material enthaltenen (Re-) Adressierungen erfasst. Die „Organisationsdimension“ (ebd., S. 79) fragt danach, wie die Auswahl von Adressierten, die Sprechwechsel und die Reaktionen organisiert sind. In der „Norm- und Wissensdimension“ (ebd.) werden die Adressierungen daraufhin untersucht, welches Wissen und welche Normen Geltung beanspruchen. Weiter wird gefragt, welche Vorstellungen, Bewertungen und Erwartungen in den Normen enthalten sind. Hinsichtlich der „Machtdimension“ (ebd.) stellt sich die Frage, in welchem Verhältnis adressierende und re-adressierende Person zueinanderstehen bzw. welche Positionen durch die (Re-)Adressierung verhandelt werden (sollen). Die „Selbstverhältnisdimension“ (ebd.) fragt nach der in den (Re-)Adressierungen „geforderten oder performierten Arbeit am Selbst“ (ebd., S. 80). Hier wird untersucht, was das Subjekt (wobei dies nicht als bewusstes Tun zu verstehen sein muss) sprachlich tut, um als solches zu entstehen, wie es sich als ein auf sich und auf Andere bezogenes Selbst zeigt, und, wie es gefordert wird, sich zu zeigen. In diesen Analysedimensionen werden stets die Adressierung, aber auch die daraufhin eröffneten oder verschlossenen Anschlussmöglichkeiten betrachtet. Die Analysemethode folgt damit dem relationalen Gedanken der Performativität und der Anrufung: Eine Re-Adressierung stellt wiederum eine Adressierung dar; aus der angerufenen Person wird eine anrufende Person.

In der praktischen Vorgehensweise wurden zunächst die in der biografischen Inszenierung enthaltenen Anrufungen in Bezug auf Körper identifiziert. Diese wurden in Verbindung zur Analytischen Abstraktion gesetzt und die potenziell bedeutsamen Anrufungen zur Analyse ausgewählt. Die Bedeutsamkeit misst sich an den von der Biografieträgerin* relevant und intensiv dargestellten Segmenten und an dem Grad der Detaillierung der Szene. Diese wurden dann wie beschrieben analysiert.

3.5.3 Diskussion der Methodenkombination

Nachdem beide Analyseinstrumente vorgestellt wurden, soll nachfolgend diskutiert werden, wo sie in Konflikt geraten oder sich ergänzen können. Unterschiede ergeben sich durch die Form der Daten und den damit verbundenen Perspektiven: Die Adressierungs-

analyse hat ethnografische Daten als Grundlage. Ethnografisch Forschende sind zwar immer in die Erhebungssituation involviert, jedoch nach dem Prinzip der Distanzierung relativ distanziert von dem Geschehen (vgl. Breidenstein et. al. 2015, S. 8). Handlungsvollzüge werden damit eher „von außen" betrachtet. Zudem hat die Analyse von Adressierungen ein stärkeres der Interaktion und Relation zwischen den Akteur_innen verpflichtetes Interesse. Machtstrukturen durch diskursive und soziale Ordnungen werden hier dezidiert mitgedacht. Die biografische Perspektive, hier mit ihrer Datengrundlage der narrativen Interviews, nimmt dagegen Prozessstrukturen und die Selbstdeutung bzw. -präsentation der Erzählenden mit dem Ziel, eine biografische Gesamtformung zu rekonstruieren, in den Blick. Auch hier ist das Diskursive und Soziale in der Biografie und in der Rhetorik des Erzählens enthalten, das hier aber aus der *Binnensicht* der erzählenden Person heraus zugänglich wird. Jedoch bilden diskursive Strukturen meist ein nachgeordnetes Interesse:

> „Eine […] Grenze biographischer Forschung besteht in deren sich aus der Interviewform ergebenden Konzentration auf die *individuelle* Perspektive der Erzählerin bzw. des Erzählers und in der damit verbundenen Gefahr der Ausblendung überindividueller gesellschaftlicher und sprachlich-diskursiver Bedingungen" (Koller 2012, S. 156, Herv. i. Orig.).

Eine Lösung kann es daher sein, mit der Theorie der Subjektivierung die Bezüge zwischen Subjekt und Gesellschaft dezidiert(er) einzubinden (vgl. ebd., S. 156f.). Folgende Momente stellen eine Anschlussfähigkeit der Methoden dar: Auf erzählter Ebene wird die gesellschaftliche Perspektive in erzählten Situationen mit eingeführten Erzählträger_innen (Szenen) besonders lebhaft: „Oft werden bei der Erzählung von Situationen Äußerungen der beteiligten Handelnden in der direkten Rede wiedergegeben; sie haben sich dem selbst beteiligten Erzähler als wörtliche Zitate eingeprägt" (Küsters 2009, S. 26). Dies gilt auch für Körper:

> „In ‚Szenen' verdichten sich biographische Schlüsselereignisse und wir können erkennen, welchen Widerfahrnissen der Körper im sozialen Raum ausgesetzt war, welche leiblich-affektiven Erinnerungen daran wach werden, wie der Körper gedeutet, gestaltet, genutzt und erlebt wurde und wie andere auf den Körper reagiert und ihn behandelt und gedeutet haben" (Abraham 2017, S. 469).

In Szenen drücken die Biografieerzählenden teils in wörtlicher Rede aus, wie ihr Körper von Anderen gedeutet wurde und wie sie in Bezug auf ihr körperliches Aussehen adressiert wurden. Für die vorliegende Arbeit, die danach fragt, mit welchen Körpernormen Frauen* angerufen werden und wie sie sich dazu positionieren, eignen sich solche Szenen besonders zur Analyse. Das szenische Erzählen und der Einsatz wörtlicher Rede innerhalb der Erzählung lassen die Analyse von (Re-)Adressierungen formal an die Biografieforschung anschließen. Während in der Adressierungsanalyse anhand der (Re-)Adressierung erschlossen wird, wie sich das Subjekt in Bezug auf die Adressierung (sprachlich) verhält, ist

es hier durch die Binnensicht des erzählenden Subjekts möglich, Prozesse der Identifizierung und Resignifizierung empirisch zu rekonstruieren, die sich in der (erzählten) Reflexion des Subjekts, nicht aber in ethnografisch beobachtbaren Handlungen zeigen.

Gleichzeitig geraten in der Analyse einzelner narrativ hervorgebrachter Szenen die „*Konzeptualisierung von Zeit*“ (Dausien 1999, S. 181, Herv. i. Orig.) und die „*Perspektive auf die Akteure*“ (ebd., Herv. i. Orig.) mit den Prämissen der Biografie(forschung) in Konflikt: Während in den Szenen Zeit als „Verkettung von Handlungssituationen“ (ebd.) analysiert wird, ergibt sich die biografische Zeitgestalt als eine besondere Form der Erfahrungsaufschichtung und aktuellen Narration. Zweitens werden Szenen „gewissermaßen ‚von außen‘“ (ebd.) analysiert und verlassen die Binnensicht der Subjekte. Die Feinanalysen von Szenen können einen „große[n] Erkenntnisgewinn“ (Abraham 2017a, S. 139) liefern, gleichzeitig, droht eine auf einen Zeitpunkt gerichtete Forschungsperspektive die Prozesshaftigkeit von Körper und Leib sowie biografische Selbstdeutungen außer Acht zu lassen (vgl. ebd.). „Mikroanalysen von Interaktionssequenzen oder Szenen“ (ebd.) sind daher stets vor dem Hintergrund der biografischen Geschichte zu verstehen (vgl. ebd., S. 140). So weist auch Koller darauf hin, dass Prozesse der Subjektwerdung nur sinnvoll im „*lebensgeschichtlichen* Kontext“ (Koller 2014, S. 22, Herv. i. Orig.) rekonstruiert werden können (s. Kapitel 1.4). In der Performativität der Biografie selbst kann dann nach Resignifizierungen gesucht werden: „Inwiefern kommt es in der erzählten Lebensgeschichte und/oder *im Prozess des Erzählens selber* zu Transformationen grundlegender Figuren von Welt- und Selbstverhältnissen?“ (ebd., S. 32, Herv. KON). Demnach ist in den „sprachlichen Äußerungen in biographischen Interviews“ (ebd.) nach artikulierten Subjektpositionen, erzählten Anrufungen und möglichen Bedeutungsverschiebungen zu suchen.

3.6 Forschungsethische Reflexion

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Schönheitsidealen birgt die Gefahr der Reifizierung. Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass mit einer performativen und kritischen Lesart von Körpern(ormen) eine Reifizierung des hegemonialen Wissens vermieden werden soll (s. Kapitel 1.2 und 3.1). Gleichzeitig schreibt die vorliegende Arbeit, indem sie nach dem Verhältnis von *Frauen** zu ihren Körpern fragt, an der „Geschichte“ von Frau*-Sein und Schönheit (vgl. Penz 2010, S. 35) mit. Sie reproduziert damit das Körperbild, das Anforderungen an das Aussehen für Frauen* relevant sind.

Kritisch ist außerdem das Sample zu betrachten. Die Bereitschaft, ein Interview zu dem Thema Körperlichkeit zu geben, war entgegen der These Abrahams, dass Körperlichkeit sehr intim sowie scham- und tabubehaftet ist (vgl. Abraham 2002, S. 19ff.), unerwartet groß. So ist einerseits Abrahams These des sprachlosen Körpers auf eine zeitliche Veränderung hin zu überprüfen: Die Tabuisierung und Schambehaftung des Körpers können nachgelassen haben und das Sprechen über Körper einfacher geworden sein (s. Kapitel 2). Andererseits ist das Sample kritisch hinsichtlich einer Verzerrung zu reflektieren: Im Ausschreibungstext wurde auf die Körperthematik des Interviews hingewiesen. Alle Interviewpartnerinnen* nannten in den Vorgesprächen, dass sie das Thema Körperlichkeit interessiert, sie sich damit teilweise schon länger auseinandersetzen und es daher für sie selbst spannend ist, das Interview im Sinne einer Selbsterfahrung zu nutzen. Die Eigenmotivation der Interviewpartnerinnen* ist eine wichtige Voraussetzung für das Gelingen der Interviews (vgl. Küsters 2009, S. 54). Einschränkend anzumerken ist aber, dass sich wahrscheinlicher Frauen* für das Interview bereit erklärten, die weniger Scham gegenüber ihrem Körper empfinden, wohingegen sich Frauen*, die einen von Tabuisierungen und Scham belegten Zugang zu (ihrem) Körper haben, wahrscheinlich eher nicht zum Interview bereit erklärten.

Zweitens haben sich zum Interview ausschließlich weiße, deutsch-sozialisierte, akademisch geprägte und befähigte cis-gender Frauen* zum Interview bereit erklärt. Diese Struktur des Samples kann dadurch zustande gekommen sein, dass der Ausschreibungstext über Bekannte und Freundinnen* verbreitet wurde und die befragten Personen daher aus einem ähnlichen sozialen Umfeld wie die Autorin kommen. Dass sich ausschließlich Frauen* hegemonialer Differenzkategorien zum Interview gemeldet haben, kann andererseits darauf verweisen, dass es differenztheoretisch zu begründende Unterschiede darin gibt, wer über Körper sprechen kann und darf und, dass marginalisierte Frauen* hier keine Stimme haben. Auch ist hier die Positionierung der Interviewerin* zu reflektieren, die selbst den hegemonialen Differenzkategorien angehört, sodass das Forschen über Körperbilder von marginalisierten Frauen* Machtstrukturen reproduzieren kann.

Drittens ist zu fragen, inwiefern der Bekanntheitsgrad Einfluss auf die Erzählungen genommen hat. Es wird davon abgeraten, Personen aus dem eigenen Umfeld zu befragen, da die soziale Beziehung erzählhemmend wirken kann, wohingegen es durchaus verbreitet sei, den Bekanntenkreis um Vermittlung möglicher Interviewpartner_innen zu bitten (vgl.

Küsters 2009, S. 49). Bei den Interviews, die keine Erzählung (im engeren Sinne) produziert haben, kann die entfernte Bekanntschaft ein Grund für fehlende Narrationen sein.

4 Empirieteil

Nachdem die theoretischen und method(olog)ischen Voreinstellungen den Forschungsgegenstand - die Konstruktion von schönen Körpern in Frauen*biografien – beschrieben und diskutiert haben, wendet sich dieser Teil anhand von zwei ausgewählten Körperbiografien der empirischen Ebene zu. Die Analysen der Biografien werden zunächst einzeln präsentiert und anschließend die Ergebnisse in einem Vergleich herausgearbeitet.

4.1 Rachel

Um einen Zugang zu den Biografien zu geben, wird anhand einer Fallbeschreibung das Erzählte verdichtet dargestellt. Sodann wird die Narrationsanalyse der Körperbiografie präsentiert. Damit wird der Biografie als prozessuale und performative Form der Selbstinszenierung Rechnung getragen und ein Gesamtbild entworfen. Vor diesem Hintergrund wird die Adressierungsanalyse einzelner Szenen der (Re-) Adressierungen in Bezug auf den Körper dargestellt[24].

4.1.1 Falldarstellung

Rachel wurde 1995 in einer Kleinstadt in Hessen geboren und wuchs als Tochter einer Fotografin* und Visagistin* und eines Vaters*, den sie als viel arbeitend beschreibt, mit zwei Brüdern* auf. In ihrer Kindheit kam ihr Körper spielerisch in Bewegung, gleichzeitig wurde ihr Körper hier bereits Objekt von anerkennenden wie abwertenden Kommentaren. Schon früh nahm Rachel das Körperselbstbild ihrer Mutter* wahr, demnach auf ein geringes Gewicht und gesunde Ernährung geachtet und der Körper durch Kleidung, Make-up und Frisuren für bestimmte Anlässen und, um dem männlichen* Blick zu gefallen, verschönert werden soll. Über den Körper werde eine Bewertung von Menschen vorgenommen, aus der sich eine hierarchische Ordnung ergebe. Rachel sah sich aufgrund ihres Geschlechts von dem Körperselbstbild ihrer Mutter stärker adressiert als ihre Brüder (vgl.

[24] Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wurde in den folgenden Kapiteln bei Direktzitaten aus dem Interview auf einen Zeilenumbruch pro Sprecher*innenwechsel verzichtet. Die redeerhaltenden Äußerungen der Interviewerin* wurden stattdessen in eckige Klammern gesetzt.

Transkript Rachel (R.), Z. 14-92). Mit dem Beginn ihrer Pubertät kontrollierte Rachel selbst ihr Körpergewicht und bemaß an dem morgendlichen Gewicht ihre Zufriedenheit. Infolge einer weiteren Gewichtsreduktion durch eine Diät mit ihrer Mutter* rutschte sie in die „zwei extreme“ (ebd., Z. 105), einerseits für den dünnen Körper Anerkennung zu erfahren und sich wohlzufühlen, andererseits zu merken, dass sie sich und ihrem Körper damit Leid zufügte: Ihre Periode blieb aus, was in Rachel Angst und Schuldgefühle auslöste. Sie scheiterte an den widersprüchlich erlebten Idealen, einerseits einen schlanken Körper zu haben und andererseits ihrem „körper was gutes“ (ebd., Z. 140) zu tun. In einem ersten Versuch der Distanzierung wollte sie sich von den Anforderungen an ihren Körper distanzieren, nahm die Anti-Baby-Pille ein, damit ihre Periode wieder einsetzte und begann, Sport zu machen. Jedoch habe sie ein "verzerrtes bild […] zu dem körper" (ebd., Z. 160) gehabt, weil sie sowohl mit einem "zu niedrigen", als auch mit einem "zu hohen" Gewicht unzufrieden war. In Gesprächen mit Gleichaltrigen wurde erörtert, „was jungs gefällt bei frauen“ (ebd., Z. 332-333) und sich entsprechend durch Rasur modifiziert. Ein Auslandsjahr in den USA während der Schulzeit stellte eine Ausnahme im Ernährungs- und Sportverhalten dar: Sie erlebte es als Entlastung, in der Gastfamilie intuitiv und selbstbestimmt essen zu können, und „das klingt jetzt heftig zu sagen aber in bezug auf meine ernährung s mir total gut tut nicht bei meiner mutter zu leben“ (ebd., Z. 178-179). Zudem trieb sie durch die Schule viel Sport. Als sie nach Deutschland zurückkam erlebte Rachel eine depressive Phase und das vorherige Körperselbstbild setzte sich fort. Nach dem Abitur ging Rachel mit der Erwartung, ein ähnliches Körpergefühl wie in den USA zu erleben, erneut für ein Jahr ins Ausland, hier nach Chile. Jedoch erlebte sie dort einen sexualisierten Übergriff und verlor infolgedessen die Wertschätzung gegenüber sich selbst. Da der Übergriff während des Joggens stattfand, machte sie keinen Sport mehr und verschloss sich gegenüber dem Spüren des Körperleibes (vgl. ebd., Z. 223). Sie versuchte, Kontrolle über und Respekt für sich selbst wieder herzustellen, was sie auf die Kontrolle ihres Körpergewichts und dessen Reduktion bezog. So schämte sie sich, mit einem dicken Körper nach Deutschland zurückzukehren (vgl. ebd., Z. 237-238).

Einen Wendepunkt stellte die Erkenntnis dar, dass Rachel sich nicht durch die Gewichtskontrolle und durch Diäten in ihrem Essverhalten und Genuss einschränken möchte. Sie machte viel Sport und lernte darüber auf körperliche Bedürfnisse zu achten, sodass sie zufriedener mit sich wurde (vgl. ebd., Z. 245-258). Auch schämte sich Rachel mit ca. 20 Jahren in Folge eines Kommentars einer Freundin für die Form ihrer Brüste und versuchte sie

beim Sex zu verstecken, während sie dann aktiv daran arbeitete, Selbstbewusstsein aufzubauen und ihren nackten Körper zeigen zu können (vgl. ebd., Z. 842-986).

Dann zog Rachel für ein Studium nach Tübingen. In dieser Zeit wuchs ihr Wohlbefinden im eigenen Körper durch die selbstbestimmte Ernährung in der Wohngemeinschaft (WG), durch den Hochschulsport und dadurch, dass ihr Partner* ihren Körper kaum thematisierte. Während des Studiums distanzierte sie sich durch die kritische Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Themen von dem Körperselbstbild ihrer Mutter*. Gleichzeitig wuchs der Schmerz darüber, der Mutter* nicht aus ihrem eigenen Bild helfen zu können (vgl. ebd., Z. 258-303).

4.1.2 Darstellung der Narrationsanalyse

Ihre Haupterzählung setzt Rachel zwei Mal an, sodass sich zwei Teile der Haupterzählung ergeben: Im ersten Teil (R., Z. 10-93) prägen Argumentationen und Evaluationen die Erzählgestalt (s. Anhang 6 und 7). Hier benennt Rachel ihre Assoziation des Themas Körperlichkeit mit Veränderungen des Körpergewichts durch Zu- und Abnahme und schließt eine Begründung bzw. Selbstdeutung an, warum Gewicht für sie das zentrale Körper-Thema ist. In diese Selbstdeutung schiebt sie erzählerische Anteile im Sinne eines Abrisses der Körper- und Lebensgeschichte ein. So geht sie kurz auf ihre Kindheit und auf das Alter um die Volljährigkeit herum ein, bleibt aber vor allem auf der Ebene der Argumentationen. Dieser Teil bekommt eine Funktion eines thematischen Überbaus bzw. einer „Erzählpräambel“ (Küsters 2009, S. 57): Es wird eine Selbstdeutung dargestellt, die sodann im zweiten Teil lebensgeschichtlich erzählt und gefüllt wird. So wird dem direkten Einstieg in biografisches Erzählen entwichen. Gleichzeitig wird durch die argumentative Einführung ein Einstieg in das Erzählen ermöglicht (vgl. ebd., S. 57f.). Vor allem bietet Rachel (sich und der Zuhörerin*) mit ihrer vorangestellten Eigentheorie eine Lesart ihrer Biografie an (vgl. ebd.). Im zweiten Teil, der narrativen Erzählung im engeren Sinn, greift Rachel Deutungen, die im thematischen Überbau angelegt wurden, auf. Rachel setzt ihre Erzählung anschließend neu an, indem sie auf das lebensgeschichtliche Interesse der Interviewerin* zurückkommt: „ähm du hattest auch so nen bisschen was-s zu meinem lebenslauf gefragt ne (fragend) das war jetzt /ich bin jetzt n bisschen abgedriftet (lacht)“ (R., Z. 92-93).

Dieser zweite, (im engeren Sinn) erzählerische Teil (vgl. ebd., Z. 97-319) liest sich als Bewegung von der Annahme des Körperbildes (der Mutter*) zu einer kritischen Reflexion des Körperbildes und Distanzierung von diesem. Dabei wird diese Gesamtformung mit

zwei dramatischen Höhepunkten erzählt: Einen ersten Höhepunkt bildet das Ausbleiben der Periode und die damit verbundene Angst um die Gebärfähigkeit sowie Schuldgefühle, dies durch die eigene Entscheidung zum Fasten selbstverantwortlich evoziert zu haben. Der Auslandsaufenthalt stellte lediglich eine Ausnahme dar, kann aber den bisherigen Verlauf nicht ändern. In einem erneuten Auslandsaufenthalt, nun in Chile, findet die Körperbiografie ihren zweiten dramatischen Höhepunkt: Rachel erlebte einen sexualisierten Übergriff. Die dadurch hervorgerufene Wut und Scham versuchte Rachel durch die Disziplinierung des Körpergewichts zu kompensieren und die Kontrolle über ihren Körper so wiederzuerlangen. Damit wird das Aussehen wieder zum Hauptthema der Erzählung. Die Disziplinierung des Körpers stellt insofern eine Strategie dar, die Erfahrung zu bewältigen (vgl. Ganterer 2019, S. 23f.). Sie erfuhr bei ihrer Rückkehr nach Deutschland Desinteresse für ihren dickeren Körper und schämte sich für diesen. In diesem Höhepunkt der Erzählung bleibt die Anerkennung für den Körper im Gegensatz zum ersten aus. Daraufhin beschloss Rachel, sich nicht durch Maßnahmen, die der Gewichtsreduktion dienen, einschränken lassen zu wollen. Durch den Sport lernte sie, körperliche Bedürfnisse wahrzunehmen. Das Spüren ihres Körpers durch und im Sport brachte sie bereits vorher erzählerisch ein (vgl. R., Z. 168-175, Z. 192-193), jedoch hatte es noch eine den Körpernormen untergeordnete Rolle. Erst hier formuliert sie das Spüren als einen Wendepunkt, den sie sprachlich als „durchbruch“ (ebd., Z. 250) und „aufblühzeit“ (ebd., Z. 257) markiert. Sie erzählt diesen Wendepunkt kurz und ohne weitere Figuren, sodass der Eindruck entsteht, es handele sich um eine Erkenntnis und einen Beschluss, den Rachel fasste. In Anschluss daran erzählt sie, wie sie sich, auch im anschließenden Studium, kritisch mit dem Körperbild auseinandersetzte und aktiv von diesem distanzieren wollte, indem sie Tätigkeiten im Alltag daraufhin hinterfragte, ob sie diesen nachgeht, um den Körper zu modifizieren, oder ob sie darauf Lust hat.

In der formalen Analyse und strukturellen inhaltlichen Beschreibung zeigt sich, dass die Haupterzählung von zwei Strukturierungen geprägt ist: Einerseits ist die Erzählung stark durch die Auseinandersetzung mit Körpernormen strukturiert: Die Rekonstruktion der Segmente folgt überwiegend Phasen des Zu- und Abnehmens, der Zufriedenheit und Unzufriedenheit mit dem eigenen Körper und der Wirkung des Körperselbstbildes der Mutter* (s. Anhang 6 und 7). Kennzeichnend hierfür ist der Beginn von Rachels lebensgeschichtlicher Erzählung (vgl. ebd., Z. 97ff.): Die Haupterzählung beginnt im Alter von 14 Jahren mit der Pubertät. Dort sagte ihre „mutter das erste mal […] dass ich vielleicht ein oder andere nutella brötchen am tag vielleicht mal mehr weg lassen sollte (fragend)“ (ebd., Z. 98-

99). Mit der Pubertät begann Rachel, selbst „kalorien zu zählen“ (ebd., Z. 106), und die Kontrolle der Ernährung fand in dem Ausbleiben der Periode in Folge einer Diät ihren ersten dramatischen Höhepunkt. Rachel setzt diese Erfahrung der aktiven Kontrolle des Körpergewichts und die dramatischen Folgen daraus an den Beginn ihrer Körperbiografie. Dies stützt ihre Selbstdeutung: „wenn ich an körperlichkeit denke dann ist es was was ich eigentlich direkt auch mit dem/ mit dem thema gewichtszu und abnahme verbinde“ (ebd., Z. 10-12). Körpergewicht und dessen Kontrolle bilden das zentrale Thema in ihrer Körperbiografie, sodass die Erzählung in einem Lebensalter beginnt, in dem dies für Rachel relevant wurde. Dementsprechend werden Erzählungen aus der Kindheit, in der Rachel eine „lebendige beziehung“ (ebd., Z. 1086) zu ihrem Körper hatte, nicht an den Anfang gesetzt, sondern erst im Nachfrageteil aufgerufen (vgl. ebd., Z. 1057ff.). So gliedert sich bspw. das Segment, in dem das Fasten und die Folgen erzählt werden, in Teilsegmente des Fastens, des Ausbleibens der Periode, der Maßnahmen gegen die gesundheitlichen und psychischen Belastungen, der Unzufriedenheit mit der Zunahme und dem Umgang mit Kommentaren zum Körper (vgl. ebd., Z. 113-175).

Andererseits folgt ihre Erzählung Phasen des Lebenslaufs und hier vor Allem der Abfolge von Bildungsinstitutionen (Schule, Oberschule, Auslandsaufenthalt, Studium). Es zeigt sich in der Segmentierung des Textes eine enge Verzahnung dieser beiden Strukturen. Beispielsweise führt Rachel folgendermaßen in das Segment des Auslandsjahres in den USA ein: „mhm (..) genau dann (.) war ich nen jahr im ausland mit sechzehn und hab gemerkt dass ehm (.) das klingt jetzt heftig zu sagen aber in bezug auf meine ernährung s mir total gut tut nicht bei meiner mutter zu leben“ (ebd., Z. 177-179). Anschließend entwirft sie die Ess- und Sportkultur als Gegensatz zu der bisher praktizierten Weise. Die Rahmung des Segments als „jahr im ausland mit sechzehn“ kommt damit eher die Funktion zu, die erzählte Veränderung des Ess- und Sportverhaltens in eine chronologische Abfolge des Lebensalters einzuordnen, die Veränderung im Körperumgang zu kontextualisieren und so (sich und der Zuhörerin*) Orientierung zu geben. Auch in dem Segment des Auslandsaufenthalts in Chile greift zunächst ein lebensgeschichtliches Strukturierungsprinzip:

> „und dann bin ich äh nach chile nach der/ nach dem abitur und hab da gearbeitet und ähm und dachte so automatisch ‚ja gut wenn ich jetzt ins ausland gehe dann werd ich wahrscheinlich wieder nen bisschen abnehmen beziehungsweis ähm nen bisschen mehr auf meinen körper hören und so und es wird gut werden und war ja in den usa so‘ das war aber quatsch (lacht)“ (ebd., Z. 212-216).

Rachel orientiert sich hier an der mit dem Abitur abgeschlossenen Phase der Schulbildung und dem darauffolgenden Auslandsjahr und damit einem am Lebenslauf orientieren Er-

zählschema. Sogleich wird dies aber auf die damit verbundenen Erwartungen an das Körpergewicht bezogen und ausgefüllt. Dies zeigt sich auch im siebten Segment, in dem Rachel benennt, dass sie nach Tübingen umzog, erstmals in einer WG lebte und hier ihre Ernährung selbstverantwortlich gestalten konnte (vgl. ebd., Z. 258-282). Die Körperbiografie wird in diesen Segmenten an den Lebenslauf angeschlossen und sodann ausgeführt bzw. wird die Erzählfolie der Lebensgeschichte körperbiografisch gefüllt. Herausstechend ist dabei, dass auch in den mit dem Lebenslauf strukturierten Segmenten die Körperbiografie fast ausschließlich auf Körpergewicht, Essverhalten und Schönheit bezogen wird. Abraham (2017, S. 466f.) weist in diesem Kontext darauf hin, dass es für Erzählende einfacher sein kann, sich am Lebenslauf zu orientieren, da hier erprobte Erzählfolien vorliegen. Dies kann einen Zugang zum Erzählen von Körper-Themen erleichtern (vgl. ebd.). Gleichzeitig ist hier zu reflektieren, dass die Erzählaufforderung darum bat, die Lebens- *und* Körpergeschichte zu erzählen. Wie bereits angedeutet wurde, gehen die Interviewpartnerinnen* relativ offen mit dem Thema Körperlichkeit um, sodass zu fragen wäre, ob auch eine allein auf die Körpergeschichte formulierte Erzählaufforderung tragende Erzählungen hervorgerufen hätte.

Darüber hinaus lässt sich an den soeben genannten Beispielen festmachen, dass Veränderungen in der Lebensgeschichte zu einer Veränderung der Körpergeschichte führen können, hier vor allem durch Veränderungen im Umfeld. Im USA-Aufenthalt ist dies eindeutig: Die Gastfamilie war im Essverhalten liberaler als Rachels Mutter*. In diesem Umfeld konnte Rachel erproben, auf ihr Hungergefühl zu achten und durch Sport einen Zugang zu ihrem spürenden Körperleib zu finden (vgl. R., Z. 177-193).

Am Ende ihrer Haupterzählung ordnet Rachel ihre Erfahrungen in den Kontext einer heteronormativen und patriarchalen Gesellschaft ein. Dies hat die Funktion, ihre Erlebnisse nicht als singulär zu verstehen, sondern sie durch gesellschaftliche Machtsysteme zu erklären und sich mit Frauen* zu solidarisieren. Die Selbstdeutung unterstützt damit die Argumentationen und ihre Deutungen, die sie in argumentativen Einschüben in der Erzählung bereits weniger ausführlich angelegt hatte. Darin beschreibt und kritisiert sie Körpernormen und positioniert sich in einem gesellschaftlichen Kontext, der dieses hegemoniale Körperbild aufrechterhält. In dieser Selbstevaluation grenzt sie sich eindeutig von dem Körperbild ihrer Mutter* ab. Ihre Wortwahl folgt dem: Sie bezeichnet das Körperselbstbild der Mutter als „toxisch[e] gedanken“ (ebd., Z. 23), also als giftig, zersetzend und bedrohlich, wobei hier interessant ist, dass sie mit „toxisch“ eine Metapher wählt, die körperlich

bedroht und zum Tod führen kann, und gleichzeitig mit „gedanken“ etwas Immaterielles benennt. Im Zusammenspiel drückt sie mit den „toxischen gedanken“ aus, dass das Körperselbstbild der Mutter* im Sinne eines Giftes auf sie wirkte, ihre Selbstakzeptanz bedrohte und das Verwehren von Anerkennung zu einer Abwehr der toxischen Gedanken aufrief (vgl. Koller 2014, S. 29). In Anschluss an die Haupterzählung legt Rachel im Nachfrageteil zwei Nebenerzählungen an: Die erste Nebenerzählung fokussiert die Thematisierung von Körperlichkeit mit Freund_innen und Geschwistern. In einer zweiten Nebenerzählung, die Rachel selbst bemüht, thematisiert sie Körperlichkeit in romantischen Beziehungen und Sexualität.

4.1.3 Darstellung der Adressierungsanalyse

Die folgende deutlich als Anrufung formulierte Szene erzählt Rachel im Teil der Nachfragen zu körperbezogenen Erfahrungen mit Freund_innen und in der Familie. Die folgende Szene wird in ihrer Kindheit situiert:

> „ähm aber es sind soo unnötige situationen die mir noch total ähm präsent im kopf sind also ich weiß ich war da noch nicht mal in der pubertät ich war vielleicht zehn elf jahre ich habe mit meinem bruder ein eis gegessen wir waren ‚inline skater‘ fahren haben uns auf so ne sommerbank gesetzt ich hatte kurze ‚hotpants‘ an und ähm dann äh hat er zu mir gesagt dass ähm meine oberschenkel aussehen wie fette weißwürste [I: hmm] und ich glaub ich war zehn er war dreizehn [I: ja ja] und es ich finds total krass dass ich jetzt fünfundzwanzig bin und einfach noch diesen wortlaut weiß also das zeigt ja einfach wie/ das ist beides ne einfach seine (..) seine position darüber urteilen zu können [I: mhm] ich hab mich nie lustig über seinen bauch seine beine seine arme seine irgendwas gemacht [I: ja] also dieses wahrscheinlich gesellschaft antrainierte er-er hat diese position das mir zu sagen zeitgleich aber auch mein selbstbild was sich noch am aufbauen war [I: mhm] hmm ne in der kindheit [I: mhm] und unsicher war und ähm auch wusste dass das was ist auf das ich extrem zu achten hatte dadurch dass ich das ja von meiner mutter vorgelebt bekommen hab dass ich äh ja dass ich was in mir gemacht hat dass das mir weh getan hat in dem moment und auch für länger (.)“ (R., Z. 382-405).

Rachel wird in der Szene von ihrem älteren Bruder* angesprochen, der ihre Beine als „fette weißwürste“ (ebd., Z. 386) bezeichnete und abwertete. Hier wird die Norm aufgerufen, dass die Oberschenkel von Rachel dünn und gebräunt sein sollten. Die Bezeichnung „fette weißwürste“ assoziiert die Oberschenkel mit etwas Fleischigem, Tierischem und Essbaren, statt mit etwas Menschlichem. Nicht normschönes Aussehen wird damit „entmenschlicht“ (vgl. Butler 1995, S. 29f). Durch den Begriff „hotpants“ (ebd., Z. 385) wird deutlich, dass begehrenswertes Aussehen durch eine kurze Hose erzielt werden soll, dicke Oberschenkel aber nicht als begehrenswert gelten.

Rachel fügt an den erzählerischen Abschnitt eine (Selbst-)Deutung und Argumentation über die Bedeutung der Szene an. Hier positioniert sie sich als erzählte Figur als „unsicher“

in und mit ihrem Körper. Sie formuliert, dass sie durch ihre Mutter* „vorgelebt bekommen“ (ebd., Z. 403) hat, dass Schönheit für Frauen* relevant ist, und, dass sie „wusste dass das was ist auf das ich extrem zu achten hatte“ (ebd., Z. 402-403). Sie wusste also als Kind bereits, dass sie auf ihr Körpergewicht und ihr Aussehen zu achten hat, dass dies eine Anforderung an sie darstellt und sie sich als schönes Mädchen* hervorbringen soll. Der Diskurs um Normschönheit, so zeigt sich hier deutlich und so formuliert es Rachel selbst, geht der Anrufung voraus und macht(e) sie für die Verletzung empfänglich (vgl. Rose 2013, S. 164). Gleichzeitig stellt sie ihr Selbstbild als unabgeschlossen dar („noch am aufbauen“ (R., Z. 398)) und verweist damit einerseits auf die in ihrer Körperbiografie angelegte Entwicklung des Körperselbstbildes mit dem voranschreitenden Lebensalter (vgl. Gugutzer 2008, S. 184). Andererseits versteht sie ein Selbstbild, das derartige Verletzungen ermöglicht und beinhaltet, als unabgeschlossenen Zustand. Diese Nicht-Anerkennung drängt daher auf (Weiter-)Entwicklung des Selbstverhältnisses (vgl. Koller 2014, S. 29).

In der erzählten Szene stellt sich ihr Bruder* als hierarchisch machtvoller her, indem er sich als Person versteht, dem es zusteht, über das Aussehen (der Schwester*) urteilen zu können und dessen Bewertung von Relevanz ist. Die „Macht des männlichen Blicks“ (Penz 2010, S. 52) steht in Kontrast dazu, dass sich Rachel „nie lustig über seinen bauch seine beine seine arme seine irgendwas“ (R., Z. 394-395) machte. Die Blickrichtung des männlichen* Blickes auf den weiblichen* Körper (vgl. Penz 2010, S. 52) ermöglicht dem Bruder*, sich aufgrund seiner Bewertung und seines Urteils zu positionieren, während Rachel aufgrund ihres Aussehens positioniert wird. Dadurch wird die Positionierung der Frau* aufgrund ihres Körpers reproduziert (vgl. Flaake 2019, S. 135). Gleichsam ist auf der Ebene des Erzählens festzuhalten, dass Rachel diese Positionierungen durch ihr Erzählen schafft, sodass sie ihren Bruder als machtvoll und sich als in Bezug auf ihren Körper adressierte Person hervorbringt. Daher ist zu fragen, welche Funktion diese Erzählung für Rachel hat: In der erzählten Szene positioniert sich Rachel von der Adressierung betroffen, sie hat ihr „weh getan […] in dem moment und auch für länger“ (R., Z. 404-405). Sie bleibt in der Szene passiv. Dieses Verhältnis dreht Rachel in ihrer Erzählung um: Hier trifft *sie* Bewertungen und Urteile über den Kommentar. So rahmt sie die Situation erzählerisch als eine „unnötige“ (ebd., Z. 382) und drückt damit aus, dass sie die Kommentare in Bezug auf ihr Aussehen verzichtbar findet. Weiter bringt sie die Szene als eine sehr schmerzhafte hervor, die sie bis heute stark erinnert: „ich finds total krass dass ich jetzt fünfundzwanzig bin und einfach noch diesen wortlaut weiß“ (ebd., Z. 390-391). Indem sie betont, dass sie die Szene genau erinnert, klagt sie sie als sehr verletzend an. Während sie sich also in der

erzählten Szene verletzt und passiv als Angesprochene zeigt, skandalisiert sie die Verletzung auf der Erzählebene und bringt sich so als bewertende und kritisierende Person hervor. Ihr Selbst- und Anderenverhältnis transformiert sich in dem zeitlichen „Zwischen" zwischen der erzählten Zeit und dem Zeitpunkt des Erzählens. Die Intensität, mit der Rachel dies erzählt, und ihr Erstaunen über die detaillierte Erinnerung zeigen weiter, dass Body Shaming ein „*leib-körperbiographische[s] Schlüsselerlebni[s]*" (Gugutzer 2008, S. 184, Herv. i. Orig.) darstellen kann.

In der Rahmung als verletzende und „unnötige" Situation kritisiert Rachel ihren Bruder* für den verletzenden Kommentar. Gleichzeitig verweist sie auf die Ebene der abstrakten „gesellschaft" (R., Z. 397), die ihm die Position eines über den Körper (der Frau*) urteilenden Mannes* ermöglicht. Butler schreibt dazu, dass zwar die einzelne Person nicht für den bereits vorgängigen Diskurs verantwortlich ist, dass aber gerade

> „der Zitatcharakter des Diskurses unser Verantwortungsgefühl eher stärken und vertiefen kann. Der Sprecher einer *hate speech* ist verantwortlich dafür, daß er dieses Sprechen in bestimmter Form wiederholt und wiederbelebt und die Kontexte von Haß und Verletzung aktualisiert" (Butler 2006, S. 50, Herv. i. Orig.).

In dieser Hinsicht drückt Rachel aus, dass ihr die gesellschaftlichen Strukturen, die die Anrufung ermöglichen, bewusst sind und kritisiert auf Erzählebene, dass ihr Bruder* (dennoch) diese Machtstruktur reproduzierte.

Die folgende Szene erzählt Rachel direkt in Anschluss an die oben dargestellte Szene:

> „ich weiß noch da hab ich ihn dann wirklich zur seite genommen (.) das war dann ich hätte ja in (.) in chile hatte ich ja so stark zugenommen und mit dem sport ja relativ wieder abtrainiert hab und gemerkt hab dass ich auch richtig muskeln aufbau und dass ich einfach ne andere haltung habe und einfach mich in meinem körper sehr wohl fühle [I: mhm] und dann hab ich mir ein ich war da f- (…) als ich aus chile wiedergekommen war war ich zwanzig aber dann auch so im im studium hat sich das anders eingependelt als wenn man dann nen eigenen ernährungspla- ich hatte keinen ernährungsplan aber wie ich mich ernähre im studium und habe viel uni sport gemacht und hab da ungewollt äh auch nochmal abgenommen und war zufrieden mit dem und dann ähm hab ich mir ein eng anliegendes aus- wickelkleid gekauft und ich hab davor eher dazu geneigt weitere sachen zu tragen ähm einfach weil ich nicht so zu-zufrieden mit mir war [I: mhm] und aber eigentlich dachte ‚kann ich machen kann ich aber ich kanns halt auch lassen' und wenn ich mal nen cheeseburger mehr esse ist es auch besser nen weiteres kleid zu tragen oder ähnliches (lacht) und dann waren wir im familienurlaub [I: ja] zwanzig jahre alt nach so langer zeit mal wieder einfach zufrieden mit dem wie ich aussehe mit meinem (.) körpergefühl und äh ich geh in den flur und mein bruder schaut mich so an und sagt (..) ‚s sieht scheiße aus!' und ich bin / ich hab geheult ich bin einfach zurück ins zimmer und hab geheult und kam nicht drauf klar dass ich mich gerade mal nach so vielen jahren mich getraut hab mich zu zeigen und das so die erste reaktion ist die ich zu hören krieg [I: mhm] und ähm meine mutter hat das voll gut analysiert äh also da waren wir ja ähm im familienurlaub und da ist sie zu mir ins zimmer oder in in unser zimmer und hat halt auch so klar gemacht dass ähm dass äh er überfordert ist weil ähm weils halt so viel haut von mir zeigt und so viel ähm weiblichkeit und dass dass er das eben vorher noch nicht kannte [I: mhm] und dass das nicht heißt dass ich nicht gut darin aussehen würde sondern dass er als großer bruder damit einfach überfordert ist [I: hmm] er hat nicht das recht mir das zu sagen [I: mhm] und er kanns auch einfach lassen und er darf sich gern dafür entschuldigen aber ähm das ist so n (.) ja oder so ne erste reaktion war und

> man hat ihm halt auch klar gemacht was das jetzt gerade in mir auslöst und dass er wahrscheinlich nicht aufm schirm hatte ähm was das für nen großer schritt für mich war [I: ja] aber ja es war auf jeden fall so dass ich im vergleich zu meinen brüdern ähm öfter oft das/ auf mein äußeres äußeres (fragend) ähm ja ich weiß nicht ob man reduziert sagen kann aber auf jeden fall mehr drauf ähm angesprochen würde (fragend) [I: mhm] positiv oder negativ (.) generell in der gesellschaft aber vor alle-/ aber auch in der beziehung untereinander ich mir eher was von ihnen anhören konnte als dass ich ihren körper bewertet hätte [I: hmm mhm (..)] und ich glaube auch mehr (…) meine mutter mich zum beispiel eher als ähm (..) ernährungskomplizin oder irgendwas gesehen hat wenn sie mit was (am steuern/umzusteuern?) war als meine brüder [I: mhm] dieses frauen müssen doch jetzt zusammenhalten mäßige und ich aber nicht teil davon sein wollte [I: ja]“ (R., Z. 405-458)

Sie leitet die Szene ein mit „ich weiß noch, da hab ich ihn dann wirklich zur seite genommen“ (ebd., Z. 405) und stellt die Szene damit in Kontrast zu der vorangegangenen, in der sie von ihrem Bruder* als zehnjährige eine verletzende Anrufung zu ihrem Körper erfuhr (vgl. ebd., Z. 382-405). Durch die Einleitung zu dieser Szene stellt sie dar, dass in dieser Szene wiederum ihr Bruder* eine anrufende Figur darstellt, sie ihm hier aber in Kontrast zur vorherigen Szene etwas entgegnet. Diese Szene erhält damit die Funktion, die Erfahrungen des Body Shamings durch den Bruder* auszudifferenzieren. Weiter benannte Rachel in der bisherigen körperbiografischen Inszenierung mehrfach ihre Deutung, dass sie aufgrund ihres weiblichen Geschlechts das Körperbild der Mutter* übernahm, während ihre Brüder* sich als männliches* Geschlecht damit kaum identifizierten. Die Szene knüpft führt damit auch diese in der Körperbiografie angelegte Deutungen an.

Der Anrufung geht voraus, dass Rachel in Chile zunahm, sich dem Spüren verschloss und sich für ihren dickeren Körper schämte. In Deutschland und während des Studiums baute sie durch Sport, durch das Abnehmen, durch die selbstbestimmte Ernährung und durch „ne andere haltung“ (ebd., Z. 408) eine Zufriedenheit mit dem Körper auf, die sie vorher so nicht erlebte. Hier spricht sie den Wendepunkt an, an dem sie beschloss, sich durch Diäten nicht weiter einzuschränken, und an dem sie begann, das bisherige Körperselbstbild zu hinterfragen. Bisher trug sie aufgrund ihrer Unzufriedenheit mit dem Körper weitere Kleidungsstücke. Als sie hier die Zufriedenheit mit ihrem Körper (wieder-)erlangte, kaufte sie sich erstmals ein „eng anliegendes […] wickelkleid“ (ebd., Z. 414-415). Dieses trug sie im Familienurlaub und darauf sprach sie ihr Bruder* an.

Rachels Bruder* betrachtete sie und adressierte sie mit „‘sieht scheiße aus!‘“ (ebd., Z. 424). Formal ist die Adressierung „sieht scheiße aus!“ eine Aussage, die als solche mit Nachdruck gesprochene keine Antwort erwartet. Gleichsam ist sie provokativ und will eine Verletzung hervorrufen. Rachel reagierte auf die Adressierung solchermaßen und entzog sich dem Bruder: „ich hab geheult ich bin einfach zurück ins zimmer und hab geheult und kam nicht drauf klar dass ich mich gerade mal nach so vielen jahren mich getraut hab mich

zu zeigen und das so die erste reaktion ist die ich zu hören krieg“ (ebd., Z. 424-427). Sie war überrascht von der Äußerung des Bruders*, denn sie traute sich nach langer Zeit, sich zu zeigen, und war zufrieden mit ihrem Aussehen, sodass sie keine verletzende Äußerung erwartete. Die Herausforderung, die sie bewältigte, wird allerdings nicht positiv anerkannt, sondern Rachel wurde (weiterhin) als nicht normschön adressiert. Das Ideal blieb trotz ihrer Anstrengungen der Körpermodifikationen unerreichbar (vgl. Villa 2008a, S. 265; Butler 1995, S. 126).

In der Szene sind mehrere Normen enthalten: Rachel beschreibt, dass sie mit einem dickeren Körper weite Kleidung und mit einem sportlichen, dünnen Körper ein enges Kleid trug. Eng anliegende Kleidung, so lässt sich ableiten, ist für dünne Körper vorgesehen. Zweitens wird durch den Bruder* die Norm benannt, dass Rachel als Frau* schön aussehen bzw. sich schön kleiden sollte (vgl. Penz 2010, S. 52). Dies wird von der Mutter* drittens so gedeutet, dass das Kleid zu viel Haut zeige. Zu viel Haut zu zeigen wird als negativ, hässlich und überfordernd dargestellt. Dadurch wird die Betroffenen-Rolle auf der Ebene der sozialen Positionierungen umgekehrt: In einem Gespräch mit Rachel stellt die Mutter* den Bruder* als Überforderten* statt als für sein Sprechen Verantwortlichen* dar. Damit weist sie implizit Rachel die Schuld für das Sprechen ihres Bruders* zu, da sie zu viel Haut und Weiblichkeit* in dem Kleid gezeigt und damit ihren Bruder* überfordert habe. Dies knüpft an einen Diskurs an, in dem Frauen* durch ihre Kleidung (meist sexistische) Verletzungen durch Männer* (vermeintlich) selbst provoziert zu hätten. Dem Bruder* wurde zwar in einem Gespräch die Auswirkung seines Kommentars dargelegt. Allerdings erscheint Rachel, entgegen ihrer Rahmung der Szene als eine, in der sie dem Bruder* etwas entgegnet hätte, in der Erzählung als passive Person. Sie erzählt nicht, was sie ihrem Bruder* entgegnete, obwohl sie dies vorher angelegt hat (s.o.). Erst im Erzählen ordnet sie sein Verhalten wie in der vorangegangenen Szene in gesellschaftliche Prinzipien ein, wonach der Mann* das Aussehen der Frau* kommentieren kann. Sie kritisiert abermals die Strukturen, die das Verhalten ihres Bruders* hervorbringen oder begünstigen.

Das Gespräch mit ihrer Mutter* war für Rachel dennoch tröstend, denn sie hat „voll gut analysiert“ (R., Z. 429), dass ihr Bruder* ihre Überwindung, das Kleid zu tragen, nicht sah. Obwohl ihre Mutter* sie tröstete, lehnte Rachel aber eine Komplizinnenschaft mit ihrer Mutter* ab: „dieses frauen müssen doch jetzt zusammenhalten mäßige und ich aber nicht teil davon sein wollte“ (ebd., Z. 457-458). Das „Zusammenhalten“ bezieht sich auf den Versuch der Mutter, in Rachel eine „ernährungskomplizin“ (ebd., Z. 454), also Verbünde-

te* in der disziplinierten, kalorienbewussten Ernährung zu sehen. An anderen Stellen im Interview erzählt Rachel, dass sie und ihre Mutter* ihre Körper in Fotoshootings inszeniert haben, was einerseits Spaß machte und die beiden miteinander verband (vgl. ebd., Z. 570-572). Andererseits kritisiert Rachel das Verhältnis ihrer Mutter* zu ihrem Körper, das vor allem durch Nicht-Akzeptanz und Disziplinierung geprägt ist (vgl. ebd., Z. 276-282). Ihre Brüder* machte die Mutter* nicht oder weniger zum Bezugspunkt für Körpermodifikationen. Rachel wendet sich mit den Worten, „ich aber nicht teil davon sein wollte“ von dem Körperbild ihrer Mutter* ab. Sie lehnt damit den Subjektstatus, den sie in den Augen ihrer Mutter* einnehmen soll - eine Frau*, die um von Männern* anerkannt zu werden, dünn und schön sein soll – ab, denn dieser Subjektstatus lässt die Verletzungen durch den Bruder* erst zu. Genauer betrachtet geht die Mutter*, indem sie hegemoniale Ideale vertritt und Rachel die Schuld für das Verhalten ihres Bruders* zuweist, vielmehr eine Allianz mit dem Bruder* ein. Rachel distanziert sich also in dieser Szene gleichzeitig von dem Body Shaming durch den Bruder*, sowie von dem Subjektstatus, den ihre Mutter* ihr nahelegt und der diese Verletzungen erst ermöglicht.

Während Rachel diese Szene erzählt, setzt sie mehrmals an und sucht nach Worten: Auf den Körper „reduziert“ (ebd., Z. 446) zu werden, klingt ihr zu stark, es ist aber auch mehr als „angesprochen“ (ebd., Z. 447) zu werden. Sie bricht in dem Wort „ernährungsplan“ (ebd., Z. 412) ab und entkräftet danach, einen Ernährungsplan gehabt zu haben. Die Unsicherheit in der Wortwahl zeigt sich auch an dem fragenden Ton, mit dem sie in dem Abschnitt spricht (vgl. ebd., Z. 429-433). Diese sprachlichen Suchbewegungen zeigen an, dass sich die Kritik an den Brüdern* bzw. dem männlichen* bewertenden Blick in dem Moment des Erzählens vollzieht. In den Suchbewegungen drückt sich damit der Versuch aus, eine neue Erzählweise zu finden.

4.2 Lucia

Im Folgenden wird die Analyse von Lucias Biografie vorgestellt und anschließend ein Vergleich zwischen den Biografien „Rachel“ und „Lucia“ gezogen.

4.2.1 Falldarstellung

Lucia wurde 1992 geboren. Ihre Mutter* und ihr Vater* trennten sich kurz nach der Geburt, worunter ihre Mutter* litt. Lucias frühe Kindheit war zum einen geprägt von dem

Körperselbstbild, sich zurücknehmen und kontrollieren zu müssen. So schrie sie bspw. bei der Geburt nicht. Andererseits fühlte sie sich in ihrem Körper sehr wohl und drückte sich in Tanz, Schauspiel und Gesang vor Anderen aus. Zum ersten Mal wurde Lucia ihr Körper im Vergleich mit gleichaltrigen Mädchen* beim Ballett bewusst, wo sie ihren Körper als dicker bewertete als den der anderen Mädchen*. Aufgrund ihrer „Andersartigkeit" fühlte sie sich unwohl und verließ bald darauf den Ballett-Unterricht, tanzte aber weiterhin andere Tänze. Ein weiterer Aspekt ihrer Darstellung von Körperlichkeit in der Kindheit bezieht sich auf eine hohe Sensibilität und Sensitivität, aus der auch eine hohe Vorsicht und Angst vor Verletzung resultierte (vgl. Transkript Lucia (L.), Z. 22-96).

Im Alter von fünf Jahren reiste Lucia mit einer Freundin* ihrer Mutter* und deren Tochter* nach Nordindien zu einem Retreat[25]. Sie machte dort vielfältige neue Erfahrungen, wie bspw. Berge hochzuwandern und Schwimmen zu lernen, andererseits war sie in der Zeit auch sehr krank (vgl. ebd., Z. 98-146). Gleichzeitig war ihre Kindheit auch von der Regulierung ihrer Ernährung und ihres Aussehens durch die Familie geprägt. So machte ihr Vater* in scheinbar unwichtigen Nebensätzen Kommentare über ihren Körper, ihre Bewegung, Ernährung und Kleidung, die sich bei Lucia im Glaubenssatz verankerten, „ich bin nicht gut so wie ich bin und ähm ich muss dünn sein damit mich mein papa liebt" (ebd., Z. 162-163). Ihre Mutter* achtete ebenfalls auf einen dünnen Körper ihrer Tochter*, allerdings aus der Motivation heraus, dass sie nicht von Gleichaltrigen ausgeschlossen würde, wenn sie dicker wäre. Außerdem bestärkte ihre Mutter* sie, sich so zu bewegen, wie es Lucia Freude bereitete, was für Lucia das Tanzen war (vgl. ebd., Z. 166-178).

Mit ihrer Oma*, die Yoga-Lehrerin* war, praktizierte Lucia Yoga. Sie leitete Lucia zu einem intensiven Nachspüren von körperlichen Resonanzen nach einer Haltung im Yoga an. Darüber entwickelte Lucia Sensibilität für den Körper, bspw. für Anspannungen und das bewusste Einnehmen von entspannenden Körperhaltungen. Eine weitere wichtige Person in Bezug auf den Körper war Lucias Klavierlehrer*. Mit sechs Jahren fing sie an, Klavierunterricht zu nehmen, und der Lehrer* der Alexandertechnik[26] machte mit ihr Übungen zu Körperbewusstsein und -ergonomie (vgl. ebd., Z. 178-252).

[25] Ein Retreat meint hier einen Erholungsurlaub mit Kursen zur inneren Einkehr und Spiritualität.

[26] Die Alexandertechnik ist eine „erlernbare Fähigkeit besser mit sich selbst in den unterschiedlichsten Tätigkeiten und Lebenssituationen umzugehen" (ATVD e.V. o.J., o.S.). Ziel ist es, ein Bewusstsein für den angewöhnten aber hinderlichen Körpereinsatz zu schaffen und zu lernen, diese Gewohnheiten zu unterlassen oder durch förderliche Bewegungsabläufe zu verändern. Dies soll zu mehr Ausgeglichenheit und Leistungsfähigkeit führen (vgl. ebd.)

Ihre hohe Sensibilität stellte im Gymnasium eine Herausforderung dar, weil sie sich mit den vielen Mitschüler_innen überfordert und in der Gruppe unwohl fühlte, was sich somatisch in Druck und Spannung im Körper zeigte. In der Zeit spielte die Kontrolle ihres Körpergewichts eine dominante Rolle. Sie machte Diäten und hielt Hunger lange aus. Mit sechzehn Jahren im Ausland aß sie so viel, dass ihr schlecht wurde und sie in Erwägung zog, das Gegessene zu erbrechen. Sie erschrak vor sich selbst und nahm sich vor, ihren Körper nicht wieder dermaßen zu überfordern (vgl. ebd., Z. 254-326).

Ein weiteres Thema in ihrer Jugend war die Sexualität. Sie beschreibt, aufgrund ihrer hohen Sensibilität ein hohes Lustempfinden und eine große Neugier für ihre Sexualität zu haben. Ihr erster Partner*, mit dem sie drei Jahre in einer Beziehung war, und sie haben „sehr viel miteinander (.) ausprobiert“ (ebd., Z. 368). Gegen Ende der Beziehung befriedigte sich Lucia zunehmend selbst und entdeckte dadurch die Sexualität mit sich selbst.

Mit Anfang 20 in ihrer ersten WG lernte Lucia über ihren Mitbewohner* die „vipassana meditation“ (ebd., Z. 427) kennen und begann sie zu praktizieren. Die Meditationsrichtung „beobachtet körperempfindungen“ (ebd., Z. 431) und intensivierte damit das Nachspüren, das ihre Oma* ihr vermittelte. Sie nahm an Retreats teil, in denen sie aber ihre Grenzen überschritt. So lösten bspw. das lange Sitzen physische Schmerzen und die Konfrontation mit „abgespeicherten traumata“ (ebd., Z. 452) des Verlassen-Werdens durch den Vater* psychisches Leiden aus. Gleichzeitig begann sie eine psychoanalytische Therapie. Die Erfahrung von Körperlichkeit in der Meditation und die auf die Reflexion gerichtete Therapie ergänzten sich gut (vgl. ebd., Z. 455-459). Die sehr intensiven körperlichen Erfahrungen durch die Retreats erlebte Lucia als wertvoll, distanzierte sich aber von diesen, weil sie ihren Körper dafür „nicht kasteien“ (ebd., Z. 1164) will.

Gleichzeitig studierte Lucia Kunst und Philosophie auf Lehramt und arbeitete in Performances mit ihrem Körper zu eigenen „schmerzhaften erfahrungen“ (ebd., Z. 469). Außerdem malte ihre Tante* Lucia in Aktkursen oder lud sie ein, „in kleinen gruppen […] modell zu stehen“ (ebd., Z. 1292-1293). Durch den Moment des Betrachtet-Werdens und dadurch, sich dem bewertenden Blick auszusetzen, wurden die Fragen nach dem Aussehen und den Bewertungen „nochmal getriggert“ (ebd., Z. 1363) während dies gleichzeitig auch auflösend sein konnte: Kommentare fanden vor allem auf einer „herzensebene“ (ebd., Z. 1386) statt bspw. in der Bewunderung ihrer Ausstrahlung von Ruhe und Entspannung im Körper (vgl. ebd., Z. 1381-1390).

Mit 23 Jahren begann Lucia Tango zu tanzen (vgl. ebd., Z. 473-474). Über den Tango lernte sie den Dialog zwischen zwei Körpern – dem Tanzpaar – kennen. Der Tanz fordert durch seine Improvisation im Moment präsent und aufmerksam zu sein, sich als Folgende* fallen zu lassen und zu vertrauen. Sie weinte auf der Tanzfläche mehrmals, weil die „präsente umsorgende qualität“ (ebd., Z. 518) einen inneren Frieden in ihr auslöste (vgl. ebd., Z. 530-535). Neben der Paarbeziehung entwickelte sie ein Gespür für die anderen Tanzpaare im Raum (vgl. ebd., Z. 493-505). Das Aussehen und das eigene körperliche (Un-) Wohlsein spielen hier eine untergeordnete Rolle; vielmehr geht es um eine fürsorgende, achtsame Interaktion. Lucia lernt zum erzählten Zeitpunkt das Führen. In dieser Rolle ist ihr Erleben aufgrund der Konzentration auf die Konstruktion und Strukturierung des Tanzes weniger intensiv, aber sie freut es, bei der ihr folgenden Person Entspannung und Wohlsein auslösen zu können (vgl. ebd., Z. 538-557). Zudem tariert sie Körpergrenzen aus und versucht, gelegentlich aus ihrer Komfortzone herauszugehen.

4.2.2 Darstellung der Narrationsanalyse

Lucia erzählt ihre Körper- und Lebensgeschichte anhand des voranschreitenden chronologischen Alters, wobei sie bei der Geburt beginnt und mit der Körperwahrnehmung zum erzählten Zeitpunkt endet. Die Gesamtgestalt ihrer Körperbiografie kann als Prozess zu einem intensiven Spüren des Körpers beschrieben werden. In diesem Prozess setzt sich Lucia in vielfältigen Formen mit ihrem Körper auseinander. Sie lernt ihn in unterschiedlichen Kontexten zunehmend bewusster wahrzunehmen, sodass ihr Körper für sie ein (innerer) Ort der Erfahrungen und eine Quelle von Lebensfreude wird:

> „ähm aber es ist tatsächlich glaub ich die tägliche praxis das tägliche zuhören und bewegen des körpers was ihn / was uns lebendig macht was zu ner (.) ja sehr ausgep-falteten lebensfreude führt (.) auch tiefe irgendwie [I: mhm] und reichtum der erfahrungen (.) die wir da erleben können“ (L., Z. 622-626).

Die verschiedenen Auseinandersetzungsformen mit dem Körper wirken strukturierend auf die Erzählung. So ergibt sich eine Segmentierung des Textes durch das Praktizieren von Yoga und Nachspüren von Resonanzen im Körper mit der Oma*, die Übungen zum ergonomischen Körpereinsatz mit dem Klavierlehrer*, die Meditation als Spüren von Körpervorgängen und somatisch abgespeicherten Traumata, Sexualität als Spüren von Lust, das Erleben von Freude durch Tanz und Tango als Form des Dialogs zwischen Körpern (s. Anhang 9 und 10). Dies sollen zwei Einleitungen zu Segmenten verdeutlichen: „ähm (17s) ja (…) hmm mit nach der trennung bin ich in meine erste wg gezogen hatte da einen mit-

bewohner der mich zur vipassana meditation gebracht hat“ (ebd., Z. 426-427) und: „ähm (7s) ich glaub ein ganz ein ganz wichtiger moment ähm war auch als ich vor vier jahren zum tango gekommen bin (.)“ (ebd., Z. 473-474). Beide Einleitungen der Segmente thematisieren eine neue Form der Körpererfahrung: Die Meditation und der Tango-Tanz. Diese Erfahrungen ordnet Lucia zeitlich ein („nach der trennung“ und „vor vier jahren“). Die Lebenszeit bzw. das Alter wirken aber kaum strukturierend, sondern treten hinter der Strukturierung durch Körpererfahrungen zurück. Sie haben somit die Funktion, die Körpererfahrungen zeitlich zu situieren und Orientierung zu geben.

An anderen Stellen nutzt Lucia die Einführung von anderen Figuren als erzählerisches Moment. Ihre Oma* und ihr Klavierlehrer* stellen wichtige Figuren für und in ihrer Körperbiografie dar: „ich glaub ganz / zwei ganz wichtige menschen für körperlichkeit in meinem leben war vor allen dingen meine oma die ähm (.) als yogalehrerin gearbeitet hat“ (ebd., Z. 178-180) und „ähm (.) ja (..) und die zweite person ist mein klavierlehrer“ (ebd., Z. 208). Anhand dieser Personen erzählt Lucia, wie sie ihr beigebracht haben, den Körper spürend wahrzunehmen und einzusetzen. Die Segmentierung der Biografie kongruiert mit ihrer in der Koda angelegten Sinnkonstruktion: Ihr geht es um die „freiheit dinge auszuprobieren“ (ebd., Z. 559) und „zu gucken okay wie (..) d-welche anteile oder welche rollen gibt es denn noch die ich mit meinem körper explorieren kann und wie fühlen die sich an (..) wie (.) also wie komm ich eigentlich aus meiner haut raus“ (ebd., Z. 563-565). Das Explorieren des spürenden Körpers bildet den Bezug zum Körper und strukturiert somit die Erzählung.

Normen des Aussehens und Schönheitsideale sind neben den oben erwähnten Erfahrungen mit dem Körper *ein* Teil ihrer Körperbiografie. Folgendes Segment wird eindeutig durch das Erleben von Körpernormierungen hervorgebracht: „ähm (.) und trotzdem würde ich sagen war so die grundschulzeit ähm auch ne phase wo wo essen und mein körper wieder thema waren und ähm was natürlich auch viel von außen kam“ (ebd., Z. 148-150). Lucia erzählt daraufhin, dass vor Allem ihr Vater* aber auch ihre Mutter* ihr Aussehen und Gewicht kommentiert haben und einen bestimmten Körperumgang erzielen wollten (vgl. ebd., Z. 150-178). Sie grenzt dieses Segment mit dem Wort „trotzdem“ von der vorherigen Erzählung ab und macht damit einerseits deutlich, dass die Grundschulzeit von der Bewertung und Regulierung ihres Aussehens geprägt war, und betont damit andererseits, dass dies eine Erfahrung neben anderen (den Erfahrungen des Bergsteigens, der Ernährungsumstellung und der Krankheit während der Indien-Reise usw.) darstellt. Wiederum ist der

Verweis auf die Grundschulzeit orientierungsgebend, tritt aber hinter der Erfahrung, dass der Körper Objekt der Normierung wird, zurück. Auch das Segment 16 (Z. 1231-1344) wird, aufgrund einer entsprechenden Nachfrage der Interviewerin*, durch die Auseinandersetzung mit Schönheitsidealen strukturiert.

Darüber hinaus kommen Schönheitsideale in anderen Segmenten vor, wirken hier aber kaum strukturierend auf die Erzählung. So beispielsweise hier: „ähm die die angst äh vor verletzung die hat sich noch gesteigert als ich in die äh ins gymnasium gegangen bin ähm i-in der Zeit kam auch g-ganz ganz viel unsicherheit hoch ähm ich war überfordert mit fünfunddreißig schülern in einer klasse“ (ebd., Z. 254-256). Lucia erzählt von ihrer hohen Sensitivität, die für sie im Umgang mit großen Gruppen eine Herausforderung darstellte. Von da aus führt sie über zu ihrer Unsicherheit, die sich daraus ergab, dass sie „nicht unbedingt (.) so (.) zentrum der gruppe“ (ebd., Z. 282-283) war „oder ähm mit ihrem körper oder mit ihrer mit ihrem entwicklungsstand gerade sehr in die norm“ (ebd., Z. 283-284) passte. Daher machte sie Diäten, unterdrückte ihr Hungergefühl und war von einer Freundin* mit Essstörung eher fasziniert, als dass sie Angst um sie spürte. Ihre Sensitivität ist hier das Thema, mit dem das Segment an andere angeschlossen wird und das weiter ausgeführt wird. Damit wird die Auseinandersetzung mit Schönheitsidealen nachgeordnet und wirkt gleichzeitig auf das Thema der Sensitivität detaillierend, indem es ihr diesen Aspekt hinzufügt. Auch in der Erzählung der Sexualität sind Schönheitsideale eingelassen: Rachel leitet das Thema Sexualität als ein wichtiges Thema in ihrer Pubertät ein. Ihr Unwohlsein im eigenen Körper und die damit verbundene Schüchternheit führt sie als Grund an, warum sie erste sexuelle Erfahrungen später sammelte als von ihr gewünscht. Anschließend erzählt sie von dem Erleben der Sexualität und geht nicht mehr auf das Aussehen und Unwohlsein ein – es erhält eine untergeordnete Rolle (vgl. ebd., Z. 326-424). An anderer Stelle thematisiert sie die Abwesenheit von Körpernormen im Tangotanz: „es ist egal wie man an dem tag aussieht oder sich fühlt [I: mhm] ist egal ob man sich in dem kleid heute wohlfühlt oder nicht oder ähm ob man gerade zwei kilo zugenommen hat oder nicht (lachend) es ist vollkommen egal“ (ebd., Z. 510-514). Der Tango-Tanz stellt für Lucia einen Raum dar, in dem das Aussehen und die Selbst-Bewertung des Körpers irrelevant sind. Vielmehr geht es bei dem Tanz um die Interaktion und körperliche Kommunikation mit anderen. So entwirft sie den Tango als Gegenposition zu Räumen, in denen Körper bewertet werden. Die Abwesenheit von Bewertungen des Aussehens stellt gleichsam etwas Erzählenswertes dar, das doch so auffällig oder besonders ist, dass es angesprochen wird bzw. stellt Lucia durch diese Formulierung den Tango erst als Raum der Abwesenheit von Lookismus her.

4.2.3 Darstellung der Adressierungsanalyse

Die folgende Szene erzählt Lucia als Antwort auf die Nachfrage der Interviewerin, ob und inwiefern Lucias Körper Gegenstand von Normierungen durch Andere wurde:

> „L: auf jeden fall (.) ähm (.) in meiner spanischen familie väterlicherseits gab es sehr viel ‚bodyshaming' da also egal zu welchem familienfest man da war oder wen man getroffen hat es wurde immer irgendeinen kommentar über deinen körper gemacht [I: mhm] und das war (4s) ich finde jegliche form von kommentar fand ich unangebracht [I: mhm] hmm (…) das war von „kannst ja eigentlich auch mal ein bisschen abnehmen" (lacht) bis zu „wow du siehst ja richtig toll aus" wenn man gerade viel abgenommen hatte [I: mhm] bis hin zu „du bist du sicher dass du keine essstörung hast weil du siehst nicht gesund aus" [I: mhm] also (.) ich würde sagen so als ich zehn kilo weniger hatte das war so mein niedrigstes gewicht da musste ich mir von einigen anhören dass äh dass ich vielleicht ne essstörung habe [I: ja] obwohl beides (lacht) ähm voll im gesunden bereich liegt ne [I: ja] also jetzt wie ich bin und aber auch da wie ich war ne das ist noch alles wo man sagt äh selbst nach norm selbst nach ähm body mass index (lacht) [I: (lacht)] vollkommen im im im normalen bereich [I: ja] und ähm deshalb ich bin froh das machen sie seit einigen jahren nicht mehr mein vater macht das auch nicht mehr [I: mhm] der hat auch ähm der hat auch (..) re- sehr viele kommentare immer gegeben so kleinigkeiten so „nüsse haben auch sehr viel kalorien wusstest du das" (lacht) ne so so kleine spitzen hat er schon viel verteilt [I: ja ja] und ich hab natürlich auch viel mitgekriegt (.) was er was er noch bewusster mitgekriegt was er zu meiner schwester gesagt hat und zu meinem bruder einfach weil wir schon fünf jahre unterschied haben [I: mhm] ah (seufzend) (..) ich weiß noch da kamen wir mal nach hause und ich hatte gekocht und er meinte dann so „nee deine schwester die isst heute glaub ich nichts mehr (..) so (.) es wird zeit dass die mal nen bisschen weniger isst" ähm [I: mhm mhm] (lacht) ähm (…) ähm ja aber das macht das macht der tatsächlich seit einigen jahren nicht mehr [I: ja] das ist weniger geworden ich glaube also ich habe da nie das gespräch mit ihm gesucht ich hab das nie aktiv gesagt „sorry aber das geht dich (.) null komma null null null prozent an wie mein körper aussieht (.) du kannst mir mitteilen wenn du dir sorgen machst (.) was mein essverhalten angeht (.) wenn wir genug zeit miteinander verbringen dass du einen einblick in mein essverhalten haben könntest" [I: mhm] „du kannst dir auch sorgen machen oder deine sorge äußern wenn du denkst dass ich ungesund aussehe und vielleicht keine ahnung vielleicht irgendne krankheit habe von der ich nichts weiß ja (lachend) also kannst du sie mir gerne mitteilen aber ansonsten" also dieses gespräch gab es nicht [I: ja] aber ich glaube er hat das gemerkt dass äh dass das kein platz mehr zwischen uns hat [I: ja] und das es mir egal ist was er da denkt dass das keine relevanz mehr hat [I: ja mhm] genauso auch hmm in dem teil der familie (..) also da nee kommt nicht mehr (..)" (L., Z. 1231-1288)

Lucia erzählt Szenen des Body Shamings, das sie direkt oder indirekt durch ihren Vater* und seine Familie erfuhr. Dabei kommen unterschiedliche Figuren in verschiedenen Konstellationen zu Wort, sodass sich innerhalb dieser Erzählung vier Teilszenen ergeben: Die Familie des Vaters* als abstrakte Gruppe von Menschen, der Vater*, der sowohl gegenüber Lucia als auch ihren Geschwistern Kommentare macht, sowie Lucia selbst, die in einem fiktiven Gespräch auf die vorher erzählten Adressierungen antwortet. Mit den verschiedenen Teilszenen stellt sie die Bandbreite an Erscheinungsformen von Body Shaming dar:

> „das war von ‚kannst ja eigentlich auch mal ein bisschen abnehmen' (lacht) bis zu ‚wow du siehst ja richtig toll aus' wenn man gerade viel abgenommen hatte [I: mhm] bis hin zu ‚du bist du sicher dass du keine essstörung hast weil du siehst nicht gesund aus'" (ebd., Z. 1237-1242).

Ihr Körper wurde bei jeglichem Gewicht Gegenstand von Kommentaren, sodass es keine Körperform gab, die nicht kommentiert wurde (vgl. ebd., Z. 1237-1253). Lucia drückt aus, dass Body Shaming eine alltägliche Präsenz hatte, wobei sie dies durch ihre Wortwahl und die Betonung hervorhebt: „egal zu welchem familienfest man da war oder wen man getroffen hat es wurde immer irgendeinen kommentar über deinen körper gemacht“ (ebd., Z. 1232-1233). Die einzelnen Teilszenen werden nachfolgend auf ihre normativen und Subjekt-bildendenden Effekte hin untersucht und sodann Lucias Umgang mit den Adressierungen genauer beleuchtet.

In der ersten Teilszene beschreibt Lucia Adressierungen von der relativ abstrakt gehaltenen „spanischen familie väterlicherseits“ (ebd., Z. 1231). Sie rahmt die Situationen als Familienfeiern oder familiäre Zusammenkünfte, sodass davon ausgegangen werden kann, dass die Adressierungen vor anderen Familienmitgliedern stattgefunden haben. Die Adressierungen trägt sie mit aufzählender Erzählweise vor, sodass der Eindruck entsteht, dass die erzählten „kommentar[e]“ (ebd., Z. 1233) Beispiele für eine größere Zahl von Kommentaren darstellen. Die Art der Kommentare schließt an das gelesene Körpergewicht an: Sie erfuhr Anerkennung und Lob für einen dünnen Körper, wurde bei einem dicken Körper zum Abnehmen aufgefordert und bei einem zu dünn gelesenen Körper mit einer „essstörung“ (ebd., Z. 1245) adressiert. Damit wird eine Ordnung aufgerufen, in der der dünne Körper hegemonial ist und als einzige Körperform „richtig toll“ (ebd., Z. 1238) aussieht, während das „zu dick“ oder „zu dünn“ sein als deviante Körperformen eingestuft werden: (Zu) dick sein kann und soll durch Abnehmen korrigiert werden (vgl. ebd., Z. 1237). Hier wird das Verständnis des Körpers als „modellierbare[] Masse“ (Villa 2011, S. 24) aufgerufen. Dünn-Sein gilt als machbar und Dick-Sein damit als selbst zu verantwortende Folge, wenn man sich nicht anstrengt, abzunehmen (vgl. Posch 2009, S. 200). Auf der anderen Seite wird auch ein „zu dünner Körper“ als deviant, hier als durch eine Essstörung krankhaft, kategorisiert. Die aufgerufenen Differenzierungen bewegen sich damit zwischen dick, dünn und zu dünn, was mit einer Zuschreibung von schlecht, schön und krankhaft sowie gesund und ungesund einhergeht. Solchermaßen bildet das gelesene Körpergewicht das zentrale Merkmal für Lucias Positionierung durch ihre Familie. Ihr wird damit bedeutet, dass ihr (normschöner/devianter) Körper für ihr Verhältnis zu sich und den Familienmitgliedern wichtig sei. Auf der Ebene der Erzählung weist Lucia die Rolle, die ihr Körper einnehmen soll, zurück. Sie verurteilt die Kommentare: „jegliche form von kommentar fand ich unangebracht“ (L., Z. 1235), benennt und kritisiert die Kommentare als „body shaming“ (ebd., Z. 1232) und positioniert ihren Körper als „vollkommen im […] normalen

bereich“ (ebd., Z. 1253) und im „gesunden bereich“ (ebd., Z. 1248). Ihr Lachen zeigt an, dass sie sich ironisch auf den Body-Mass-Index[27] als Kriterium bezieht.

In der zweiten Teilszene thematisiert Lucia Bewertungen ihres Körpers durch ihren Vater*. Seine rhetorische Frage, ob sie wisse, dass „nüsse […] auch sehr viele kalorien“ (ebd., Z. 1259) haben, zeigt eine Ordnung der Ernährung auf: Kalorienreiche und -reduzierte Nahrungsmittel gehen mit einer impliziten Bewertung von schlecht und gut einher. Eine kalorienreduzierte Ernährung ist zu bevorzugen und dazu fordert Lucias Vater* sie auf. Dadurch wird Lucia als eine Person adressiert, die auf die Kalorien und ihr Gewicht zu achten habe, die also nicht dem Idealgewicht entspricht und daher durch eine kalorienreduzierte Ernährung abnehmen soll. Lucia wird durch die rhetorische Frage zuerkannt, Wissen über Kalorien bestimmter Nahrungsmittel zu haben, sodass sie vielmehr als undiszipliniert positioniert wird, wider dieses Wissens Nüsse zu essen. Als erzählte Figur antwortet Lucia darauf nicht, stellt aber als Erzählerin* ihre Kritik an solchen Aussagen ihres Vaters* dar, indem sie sie als „spitzen“ (ebd., Z. 1260) benennt. Diese Metapher eines spitzen Gegenstandes, der physischen Schmerz auslösen kann, meint hier eine „boshafte Anspielung“ („Spitze“ in DWDS o.J., o.S.), die vermeintlich nebensächlich „verteilt“ wird. Da sie meist nicht offen ausgetragen, sondern in andere Kontexte eingebettet sind, wissen zwar alle Beteiligten um die Bedeutung der „Spitze“, sie kann aber meist in dem Kontext selbst nicht besprochen werden. Indem Lucia die „Spitzen“ benennt, holt sie sie aus ihrer vermeintlichen Nebensächlichkeit heraus. Außerdem formuliert Lucia, froh zu sein, dass er solche Bemerkungen nicht mehr mache (vgl. L., Z. 1270-1271).

Stärker noch als in dieser Teilszene wird in der folgenden deutlich, dass der Vater* sich als Essen regulierender „Wächter*“ einer Ordnung des Gewichts und der Ernährung seiner Töchter*, hier der Schwester* von Lucia, versteht (vgl. ebd., Z. 1262-1268). Indem er Lucia, die in dem Moment für die Familie kocht, bedeutet, dass ihre Schwester* an dem Tag nichts mehr essen wird, wird wiederum eine Ordnung aufgerufen, in der die Ernährung reguliert wird, um Körpergewicht zu reduzieren. Lucia wird hier implizit zu einer Allianz mit dem Vater aufgefordert, bspw. indem sie weniger koche. Gleichzeitig wird auch ihr so impliziert, dass bei einem bestimmten Körpergewicht das Essen reguliert werden sollte. Erzählerisch signalisiert Lucia mit dem Seufzen ihre Missgunst für die Szene (vgl. ebd., Z. 1266).

[27] Der Body Mass Index stellt ein Beispiel für die Bemaßung des Körpers im medizinischen Diskurs dar (s. Kapitel 1.2). Durch die Berechnung der Körpermasse im Verhältnis zur Körpergröße soll eine Einordnung in die Kategorien Normal-, Über- und Untergewicht erfolgen.

In diesen drei Teilszenen antwortet Lucia als erzählte Figur nicht, sodass ungewiss bleibt, wie sie sich in den erzählten Szenen verhielt. Die Adressierungen sahen keine verbale Antwort vor, sondern richten sich als Wahrheit beanspruchende Aussagen und rhetorische Fragen auf eine Veränderung des Essverhaltens und Aussehens von Lucia und ihrer Schwester*. Jedoch drückt Lucia auf der Erzählebene ihre Kritik aus: Sie benennt die Kommentare als Body Shaming und erzählt sie mit einer ablehnenden Haltung, indem sie die Kommentare als beliebig, wenig stichhaltig und unangemessen charakterisiert. Ihr Lachen in der Szene zeigt an, dass sie sich ironisch auf die Normen bezieht, wodurch sie sich von diesen abgrenzt. In der vierten Teilszene lässt sie nun das erzählte biografische Ich zu Wort kommen, das in den Szenen nicht antworten konnte. Die einzige Anschlussmöglichkeit für Lucia ergab sich als Form einer gedanklichen, fiktiven Antwort, die an den Vater* gerichtet wird und die sie hier ausdrückt. Sie markiert darin das Aussehen ihres Körpers als ihre private Angelegenheit: „das geht dich (.) null komma null null null prozent an wie mein körper aussieht“ (ebd., Z. 1274-1275). Sie formuliert, dass ihr Vater* keinen umfassenden Einblick in ihr Essverhalten habe. Damit hinterfragt sie die Grundlage, auf der er ihr Gewicht und ihre Ernährung kommentiert und somit den Wahrheitsgehalt seiner Aussagen. Sie ordnet insofern qualifizierte Kommentare, die eine Sorge um ihre Gesundheit ausdrücken, als legitim ein, während Kommentare, die ohne einen Einblick in ihr Essverhalten geschehen und die sich auf ihr Aussehen beziehen, illegitim und unangebracht sind. Während in den vorangegangenen Teilszenen ihr Vater* und seine Familie die Positionen von Beurteilenden und Bewertenden einnehmen, positioniert sich hier Lucia als Urteilsfähige. Jedoch bezieht sie die Differenzierungen von legitim/illegitim, normkonform/deviant nicht auf das Aussehen des Körpers. Sie abstrahiert und transformiert von den Normen der Kommentare auf die Frage der Legitimität der Kommentare selbst. Diejenigen, die Kommentare machen, werden dadurch als deviant, als grenzüberschreitend und als unberechtigt in eine private Angelegenheit eingreifend positioniert. Dieses fiktive „gespräch gab es nicht“ (ebd., Z. 1282). Lucia glaubt aber, durch ihre innere Haltung eine Veränderung bei ihrem Vater* hervorgerufen zu haben:

> „aber ich glaube er hat das gemerkt dass äh dass das kein platz mehr zwischen uns hat [I: ja] und das es mir egal ist was er da denkt dass das keine relevanz mehr hat [I: ja mhm] genauso auch hmm in dem teil der familie (..) also da nee kommt nicht mehr (..)“ (ebd., Z. 1284-1288).

Sie nahm die Kommentare bisher passiv hin, war von ihnen verletzt (vgl. ebd., Z. 159-160) und identifizierte sich mit ihnen, wie bspw. daran zu erkennen ist, dass sie als Kind den Glaubenssatz verinnerlichte „ich bin nicht gut so wie ich bin und ähm ich muss dünn sein damit mich mein papa liebt“ (ebd., Z. 162-163). Hier findet nun eine Transformation des

Selbstverhältnisses Ausdruck: Statt sich über das Aussehen positionieren zu lassen, weist Lucia die Berechtigung, ihr Aussehen zu kommentieren, zurück und versteht sich selbst als Urteilsfähige. Diese Haltungsveränderung scheint der Vater wahrzunehmen und seine Verhaltensweise zu aktualisieren (vgl. ebd., Z. 1284-1288). Daran zeigt sich, dass die Resignifizierung im (aktuellen) Erzählen ihren sprachlichen Ausdruck findet. So gesehen nutzt Lucia das Format des biografisch-narrativen Interviews, um das gedanklich geführte Gespräch mit dem Vater* und die damit verbundene Haltungsveränderung (nachträglich) artikulieren zu können, da sich dafür in den Anrufungsszenen selbst keine Möglichkeit bot. Eine resignifizierte Haltung vollzog sich aber bereits zwischen dem Angerufen-Werden und dem Erzählen. Hieran wird deutlich, dass Adressierungen und Re-Adressierungen durch Sprache „veranschaulicht" (Butler 2006, S. 49) werden, aber auch ohne Sprache stattfinden können (vgl. ebd. S. 55ff.). Resignifizierungen können sich, so ließe sich daraus schlussfolgern, auch gedanklich, ohne sprachliche oder körperlich sichtbare Überschreitung vollziehen. Während sie auf ethnografischer Ebene kaum beobachtet werden können, kann ein biografisch-narrativer Zugang solche Haltungsveränderungen erheben.

4.3 Vergleichende Darstellung der Ergebnisse

Sowohl Rachel als auch Lucia sind in den Normen von Schönheit begriffen. Sie machen beide die Erfahrungen, zum Abnehmen aufgefordert zu werden, nur mit einem dünnen Körper als „schön" adressiert zu werden und sich für einen dicken Körper zu schämen. Gleichzeitig unterscheidet sich ihr erzählerischer Umgang mit den Schönheitsidealen und der Stellenwert, den sie ihnen in der Biografie geben. Wie gezeigt wurde, strukturieren Rachel und Lucia ihre Körperbiografien verschieden: Rachels Biografie liest sich als eine Auseinandersetzung mit Anforderungen an ihr Körpergewicht, wobei sie selbst die Assoziation von Körper mit Gewicht als thematischen Überbau der Biografie setzt. Sie stellt einen Verlauf von einer starken Identifizierung mit der Norm eines dünnen Körpers hin zu einem Versuch, sich davon zu distanzieren, dar. Ihre Körperbiografie strukturiert sie in Phasen oder Erlebnisse, in denen diese Ideale mehr oder weniger und auf unterschiedliche Weise auftraten, bspw. die Diät mit vierzehn Jahren, das intuitivere Essverhalten im Ausland mit sechzehn Jahren usw. Dabei wirkt auch der Lebenslauf mit der Abfolge von Bildungsinstitutionen strukturierend auf die Biografie, indem sie einen Einstieg in körperbiografisches Erzählen geben. Lucias Körpergeschichte hingegen wird durch verschiedene körperliche Aktivitäten und Erlebensräume (Yoga, Meditation, Tanz usw.) strukturiert.

Dies folgt ihrer Selbstdeutung, dass es ihr darum geht, den spürenden Körper durch das Ausprobieren verschiedener Betätigungen zu explorieren. Schönheitsideale treten dabei auch auf, wirken aber in Vergleich zu Rachels Körperbiografie weniger strukturierend: Nur wenige Segmente werden aufgrund von Lookismus erzählt und in anderen Segmenten treten Körpernormen, auch sprachlich, hinter oder neben andere Körpererfahrungen. Während Lucias Körperbiografie unterschiedliche Aktivitäten und damit verbundene Körpererfahrungen strukturieren und sie Schönheitsideale als einen Aspekt von Körperlichkeit neben anderen darstellt, ist Rachels Körperbiografie in einer präsenten Weise durch Erfahrungen des Lookismus strukturiert und Körpernormen bilden in Rachels Biografie das leitende Thema. Es zeigt sich also: Wie Rachel und Lucia Körpernormen in ihrer Biografie thematisieren, welchen Raum sie ihnen geben, wie sie die Ideale deuten, ist biografisch unterschiedlich und damit eigensinnig (vgl. Abraham 2018, S. 16).

Daraus ergeben sich biografische (wenn auch nicht als absichtsvoll zu verstehende) Umgänge mit Lookismen: Für Rachel sind Schönheitsideale das zentrale Thema. Um sich von diesen abzugrenzen, muss sie das „aktiv“ (R., Z. 281) tun:

> „so dieses ganze thema ernährung und ähm selbstkontrolle und ähm dass dann auch selbsthass auch nen stück auch (…?) wo ich heute ganz klar weiß dass das äh davon will ich mich distanzieren und das muss ich auch aktiv tun weil ähm weil ich einfach sag das will ich nicht dann funktioniert das nicht“ (ebd., Z. 279-282).

Rachel erzählt hier, dass sie sich aktiv von den Anforderungen an ein normschönes Aussehen distanzieren will. Schönheitsideale werden zu einem bewussten Punkt der Kritik und der Arbeit am Selbst gemacht. Lucia hingegen verschiebt die Bedeutungen: Da in ihrer Körperbiografie verschiedene Themen oder Bereiche in Verbindung mit Körperlichkeit auftreten, kann sie die subjektive Bedeutungszumessung von dem Bereich des Aussehens und des Körpergewichts hin zu dem Spüren und Erleben des Körpers verschieben, bis hin zu einem Moment, in dem die Abwesenheit von Beurteilungen des Äußeren auffallen (vgl. L., Z. 510-515). Das Aussehen ihres Körpers tritt also in seiner Relevanz zurück, während das Spüren und Erfahren ihres Körpers Bedeutung erhalten.

Vor diesem Hintergrund ist dennoch die Art, wie sich Rachel und Lucia in ihren Biografien zu Adressierungen in Verbindung mit Body Shaming ins Verhältnis setzen, ähnlich. Hier konnte festgestellt werden, dass sich Rachel und Lucia zwischen erzählter Ebene und Erzählebene unterschiedlich ins Verhältnis zu aufgerufenen Schönheitsidealen setzen: Beide erzählten Figuren antworten nicht sprachlich auf die Adressierungen in den Szenen. Sie blieben entweder passiv und reagierten nonverbal verletzt bspw. durch Weinen oder es

bleibt ungewiss, wie sie reagierten. Auf erzählter Ebene werden sie als nicht-urteilsfähige Personen positioniert, sie können nicht „sprechen“. Weiter werden sie als Personen positioniert, für die das körperliche Aussehen relevant zu sein hat und werden als (noch nicht) normschöne Subjekte dazu aufgerufen, sich im Sinne der Norm zu optimieren. Antwortmöglichkeiten sind hier verschlossen.

Jedoch finden auf der Erzählebene, also im produktiven sprachlichen Herstellen der Biografie, Resignifizierungen statt: In der Art, *wie* Lucia und Rachel die Szenen des Body Shamings erzählen, nehmen sie ein kritisches, ablehnendes oder ironisches Verhältnis dazu ein. Rachel stellt durch ihre sprachliche Rahmung der Szenen als „unnötige situationen“ und durch die anklagende Erzählweise dar, dass sie die Kommentare verletzend und unangemessen bewertet. Sie grenzt sich zudem von ihrer Mutter* ab, die ihr bedeutet, dass eine Frau* schön sein und dem Blick des Mannes* gefallen sollte. Ihre Kritik bezieht sie auf patriarchale Gesellschaftsstrukturen, in denen der männliche* bewertende Blick zugelassen und bedeutsam ist. Während von ihr also in den erzählten Szenen gefordert wird, sich als schönes Selbst zu führen, sich zu optimieren und dem männlichen* Blick zu gefallen, nutzt sie diese Positionierung auf der Erzählebene, um die Strukturen, mit denen sie angerufen wurde, zu kritisieren. Auch Lucia benennt das Body Shaming als solches oder als „spitzen“. Darüber hinaus nutzt sie das biografisch-narrative Interview, um ein gedanklich stattfindendes Gespräch mit dem Vater* auszudrücken. In diesem hinterfragt sie seine Grundlage, auf der er Bewertungen vornimmt, denn er habe einen fehlenden Einblick in ihr Essverhalten. Sie weist seine Berechtigung, ihr Aussehen zu kommentieren aktiv zurück: „sorry aber das geht dich (.) null komma null null null prozent an wie mein körper aussieht“. Sie reklamiert damit auf Erzählebene ihren Körper als privat, während er in den erzählten Szenen zum Gegenstand von Kommentaren der Familienmitglieder wurde. Resignifizierungen treten hier dementsprechend nicht in der subversiven Nutzung eines einzelnen Begriffs auf. Vielmehr stellt die Erzählweise eine Resignifizierung dar: Die in den Anrufungen enthaltenden Normen werden in den erzählten Szenen von den Adressierenden als Wahrheit beansprucht. Dies wiederholen Rachel und Lucia nicht ordnungsgemäß in der Weise, wie sie die Szenen erzählen. Dahingegen stellen Rachel und Lucia erzählerisch wie oben beschrieben dar, dass sie die Kommentare und Anforderungen kritisieren und sich von ihnen distanzieren. Rachel und Lucia bringen demnach eine (mögliche) Transformation der Normen, in denen sie entstehen (müssen), zum Ausdruck. Diese Resignifizierungen lassen sich als Bildungsprozess fassen:

> „Ein solches Verständnis von Resignifizierung eröffnet […] eine noch stärker diskurstheoretisch konturierte Perspektive auf Bildungsprozesse, in der Bildung weniger als *Transformation* der Selbst- und Weltverhältnisse *eines Subjekts* zu verschiedenen biographischen Zeitpunkten thematisiert werden müsste, sondern eher als praktische, vorläufige und instabile Transformationen der Formationsbedingungen selbst, als Versuch einer Irritation von diskursiven Vorgaben, die bestimmen, was das ‚Ich' werden bzw. sein kann" (Rose 2013, S. 168, Herv. i. Orig.).

Subjektbezogen wäre daran anschließend das

> „Prozessieren einer Differenz zwischen gewöhnlich-normativer oder auch sozial und diskursiv nahe gelegter Subjektposition(ierung) einerseits und bezogener oder zur Geltung gebrachter Subjektposition(ierung) im Rahmen und ggf. an den Grenzen der subjektivierenden Kategorien, die zur Positionierung zur Verfügung stehen, andererseits als Bildung(sprozess) zu verstehen" (ebd., S. 168f.).

Rachel und Lucia prozessieren zwischen erzählter Szene und ihrem Erzählen unterschiedliche Selbstverhältnisse. Das Erzählen der Biografie erhält eine Funktion der Re-Adressierung: In der erzählten Szene werden sie als körperliches Selbst adressiert. Damit einher gehen Normen des Schön-Seins, die Aufforderung zur Selbstoptimierung und die Positionierung als nicht-Urteilsfähiges Selbst. Auf der Erzählebene hingegen positionieren sich Rachel und Lucia als urteilsfähig zu den Kommentaren, indem sie sie kritisieren oder ablehnen. In Lucias Erzählung zeigt sich dies noch eindeutiger als in Rachels. Lucia rahmt und kommentiert die Situation nicht nur als unangemessene, sondern tritt aktiv aus der Rolle als passive Person heraus und nutzt das biografisch-narrative Interview, um eine Antwort an den Vater* zu formulieren, die in der erzählten Szene nicht möglich war. Zwischen Erzähltem und Erzählen kann also eine Transformation des zum Ausdruck gebrachten Selbstverhältnisses rekonstruiert werden. Das „prozessierende" Selbstverhältnis von Rachel und Lucia zwischen erzählter geforderter Subjektposition in der erzählten Szene und der im biografischen Erzählen beanspruchten Position wäre dementsprechend als Bildungsprozess zu verstehen. Schönheitsidealen käme insofern ein bildender Effekt zu, da sie einen diskursiven Kontext für Subjekt-Bildungs-Prozesse bzw. eine Subjektivierungs-Anforderung darstellen. Dieser Bildungsprozess wäre nicht nur als Transformation der Selbst-, Welt- und Anderenverhältnisse eines Subjekts in Hinblick auf sein Körperselbstbild zu situieren. Vielmehr findet dieser Prozess in diskursiven und sozialen Machtverhältnissen statt. Mit diesem relationalen Bildungsbegriff werden also Adressierende im Bildungsgeschehen mitgedacht (vgl. Rose 2012, S. 415ff.). Daher ist zu fragen, als wer sich Adressierende zu verstehen geben. Hier konnte gezeigt werden, dass sich der Vater* und der Bruder* durch die Adressierungen als Bewertende und Urteilsfähige herstellen und somit den männlichen* Blick auf den weiblichen* Körper reproduzieren. Die anrufende Mutter* von Rachel reproduziert in der o.g. Szene das Körperbild, dass der weibliche* Körper hinsichtlich der Anerkennung des männlichen* Blicks zu optimieren ist. Die Figu-

ren erhalten damit den Diskurs um normschöne Frauen*körper aufrecht bzw. stellen durch ihre Anrufungen diese Körper und vermeintlichen Normabweichungen her.

5 Diskussion

Die Frage der vorliegenden Masterarbeit lautete: Wie setzen sich Frauen* zu den an sie herangetragenen Schönheitsidealen ins Verhältnis? Und: (Inwiefern) lässt sich der Umgang mit gesellschaftlichen Anforderungen an den Körper als bildungsrelevant verstehen*?* Die in Kapitel 4 dargelegten Ergebnisse werden nachfolgend diskutiert.

Der Biografieanalyse liegt das Verständnis zu Grunde, dass eine Körperbiografie eine in der Narration entstehende Deutungs- und Erlebenswirklichkeit ist, die vor allem als sprachliches Gebilde und weniger als Abbild einer erlebten Lebensgeschichte dienen kann. Dementsprechend ist die Frage nach dem „*Wie"* der Verhältnissetzung nur sinnvoll darin zu beantworten, wie die befragten Frauen* ihre Körpergeschichte sprachlich hervorbringen und darin Selbst-, Anderen- und Weltverhältnisse artikulieren. Im vorangegangenen Teil konnte dem folgend die Differenz des Selbstverhältnisses zwischen erzählter und erzählerischer Ebene als Resignifizierung kontextualisiert werden: Während in den Szenen selbst keine Antwortmöglichkeiten vorgesehen waren, nutzen Lucia und Rachel das Erzählen der Biografie bzw. das Interviewsetting, um die eigene Deutung auszudrücken.

Kritisch lässt sich fragen, inwiefern diese an der Erzählweise rekonstruierten Veränderungen des Selbstverhältnisses tatsächlich die Kategorien, in denen Subjekte entstehen, zu transformieren vermögen und inwiefern diese im Erzählen artikulierten Resignifizierungen tatsächlich als solche gelten können. Lucia beschreibt, dass ihr Vater* ihre Haltungsveränderung bemerkt und sein Verhalten verändert habe (vgl. L., Z. 1279-1288). Dies könnte als tatsächliche Verschiebung der Verhältnisse zwischen Lucia und ihrem Vater* gelesen werden. Wie verhält es sich aber mit den weiteren als Resignifizierung beschriebenen Verhältnissetzungen? Zunächst ist hier zu sagen, dass eine Resignifizierung den Diskurs nicht tatsächlich verändern muss, um als solche zu gelten. Auch der „Versuch einer Irritation von diskursiven Vorgaben, die bestimmen, was das ‚Ich' werden bzw. sein kann" (Rose 2013, S. 168) stellen „vorläufige und instabile" (ebd.) Resignifizierungen dar.

Eine Biografieerzählung kann, wie an den Fällen von Rachel und Lucia gezeigt wurde, den Raum geben, eigene Wahrnehmungen und auch Widerstände überhaupt erst darstellen zu können. Damit kommt das Erzählen von Biografien selbst als subversives Moment und als

Widerstandsform in den Blick. Daran lassen sich drei Gedanken anschließen: Erstens weisen Rosenthal (1995, S. 167ff.) und Abraham (2002, S. 151) darauf hin, dass Biografieerzählungen einen Beitrag zur Ver- und Bearbeitung von Traumata und belastenden Situationen bieten können. Durch die Biografieerzählung kann eine nicht sagbare Erfahrung erzählbar werden. Zudem kann die die Biografieerzählung Sprache verleihen: Wer in der Situation selbst nicht sprechen konnte, kann hier ggf. retrospektiv die Sprecher_innenrolle einnehmen. Insofern trug die Interviewsituation dazu bei, dass Lucia und Rachel von Frauen*, die in Bezug auf ihren Körper angesprochen werden, zu Frauen* werden, die über ihren Körper sprechen.

Zweitens stellt das biografische Erzählen eine produktive Praxis dar, die insofern Wirklichkeit schafft, als dass die Frauen* ihre Selbstdeutung zum Ausdruck bringen, die sie daran anschließend handelnd ausfüllen und verwirklichen können (vgl. Schäfer, Völter 2005, S. 168ff.). Wenn also gerade für Rachel, aber auch für Lucia, die Biografieerzählung ein Moment darstellt, im Erzählen erstmals ein anderes als bis dahin aufrechtes Selbstverhältnis artikulieren zu können, schafft dies eine Wirklichkeit, die in Anschluss an das biografisch-narrative Interview handelnd vollzogen werden kann.

Drittens verändern Rachel und Lucia, wenn auch nicht absichtsvoll, durch die veränderten Biografieerzählungen die im Diskurs angelegten Möglichkeiten, als wer sich Frauen* verstehen und erzählerisch hervorbringen können. Sie transformieren also weniger einzelne Begriffe, vielmehr ist die Erzähl*weise* subversiv. Dies kann erstens auf die Wiederholung der in den Szenen eingelagerten Normen bezogen werden: Indem sie die Szenen erzählerisch skandalisieren und kritisieren, wiederholen sie die aufgerufenen Normen von Schönheit nicht ordnungsgemäß als geltende Wahrheiten, sondern sie wenden die Normen von sich ab und weisen sie als illegitim zurück. Zweitens kann dies auf das biografische Erzählen bezogen werden. Biografien stellen selbst eine diskursive Praxis dar, in der Erzählfolien wiederholt werden und dabei bedient oder aktualisiert und transformiert werden (können). So entwerfen Rachel und Lucia durch ihr Erzählen eine andere als durch die an sie adressierten Normen nahegelegte Art des Biografie-Erzählens: Sie verstehen sich zum erzählten Zeitpunkt nicht als Personen, die einen normschönen Körper durch Manipulationen herstellen und dem männlichen* Blick gefallen wollen. Damit erweitern sie die zu Verfügung stehenden biografischen Entwürfe für Frauen* im Kontext von Schönheit. Damit ließe sich in Anschluss an Dausien (1996, S. 585) sagen, dass die angelegten „Präskripte“

von Biografien nicht nur durch Sinnüberschüsse, sondern auch durch aktualisierte Selbstverhältnisse verändert fortgeschrieben werden können.

Die im Erzählen artikulierten Resignifizierungen vermögen also diskursive Normen zu verändern, indem sie darin erstens ein anderes als das geforderte Selbstverhältnis zum Ausdruck bringen, zweitens dieses handelnd verwirklichen können und drittens damit diskursiv angelegte Erzählweisen erweitern. Diese drei Perspektiven sind daraufhin zu reflektieren, dass das biografisch-narrative Interview selbst an dem Resignifizierungsprozess beteiligt sein kann. Indem es nach der Körperbiografie fragt, macht es diese zu einem Erzählgegenstand, der für die Frauen* ohne diesen Ezählanlass ggf. nicht zum bewussten Betrachtungspunkt geworden wäre. Es ist also zu hinterfragen, inwiefern das Erkenntnisinteresse der Interviewerin die Körperbiografien und die Resignifizierungen mit hervorgebracht hat.

Eine weitestgehende Leerstelle in den Erziehungswissenschaften ist die Auseinandersetzung mit dem Körper als Begriff und Konzept sowie auf bildungstheoretischer Ebene. So fehlen Bildungstheorien, die den Körper mitdenken. Wenn, wie oben beschrieben, Resignifizierungen von Körpernormen als Bildung rekonstruiert werden, widmet sich dies wiederum einem reflexiven Zugang zu Körperlichkeit. Dies kann die „Gleichzeitigkeit von Körperkult und Leibvergessenheit“ (Villa 2008b, S. 212) manifestieren. Kritisch kann hier also gesagt werden, dass, wenn die Transformation von Verhältnissetzungen des Subjekts zu Schönheitsidealen als bildend beschrieben wird, damit wiederum reflexive, geistige Prozesse betrachtet werden. Ein solches Verständnis kann auf die kritisierte Leibvergessenheit keine zufriedenstellende Antwort geben. Gleichzeitig ermöglicht die Rekonstruktion des Körpers als Bildungsmoment, zu verstehen, wie Subjekte in und mit Körperdiskursen wie Schönheitsidealen entstehen. Gerade vor dem Hintergrund der zunehmenden Relevanz von Körpernormierungen liefern die Ergebnisse einen Aspekt zum Verstehen von Subjektivierungsprozessen von Frauen*. Das relationale Verständnis von einem an Butler angelehnten Bildungsbegriff eröffnet darüber hinaus, dass es nicht ausreicht, lediglich die adressierten Frauen* in den Blick zu nehmen. So greift die Kontextualisierung der Bearbeitung des eigenen Körpers als Antwort auf lebensgeschichtliche Erfahrungen (vgl. Schreiber 2019, S. 128) insofern zu kurz, da sie Körper einseitig als individuelle Verantwortung denkt. Vielmehr sind Körper(-umgänge) vor dem Hintergrund diskursiver Körperbilder und sozialer Machtverhältnisse zwischen Angerufenen und Anrufenden zu sehen (s. Kapitel 6). Indem in der vorliegenden Arbeit Körper(-normen) als (Subjekt-) Bildungsprozess rekonstruiert

werden konnten, zeigt sich, dass der Körper zu Unrecht im Bildungsdenken marginalisiert wird. Stattdessen kann Körperlichkeit einen Bildungsmoment darstellen.

Die Ergebnisse bestätigen und zeigen empirisch, dass, wie Abraham beschrieben hat, Körperbilder biografisch-eigensinnig verhandelt werden (vgl. Abraham 2018, S. 16). Umso auffälliger ist dies, da beide Interviewpartnerinnen* mit ähnlichen Normen adressiert wurden und das Body Shaming in beiden Fällen von der Kernfamilie ausging. Dennoch wirken diese auf die Biografieerzählung und ihre Segmentierung unterschiedlich stark. Gleichzeitig zeigt sich in beiden Körperbiografien, dass Körpernormen auch über die Phase der Jugend hinaus relevant sind: Beide haben bereits als Kind Körpernormen als relevant erlebt und Body Shaming erfahren. Besonders für Rachel sind diese auch nach der Jugend als (junge) Erwachsene ein intensives Thema. Weiter zeigt sich daran, dass Rachel und Lucia (noch) zum Zeitpunkt des Erzählens Positionen zu Schönheitsnormen verhandeln (müssen), dass sie über die Jugend hinaus in der Ordnung von Schönheit verhaftet sind. Schönheitsideale (primär) als Anforderung für Bildungsprozesse in der Jugend zu situieren (vgl. Flaake 2019, S. 115ff.; Fuchs, Bienert 2019, S. 10f.) lässt außer Acht, dass Körperlichkeit in einem biografischen Prozess entsteht und, dass Körpernormen beständig zirkulieren, sodass sie einen stetigen Kontext der Subjektbildung darstellen.

Dabei ist die These, dass es schwer, tabu- und schambehaftet sein kann, über den Körper zu sprechen, zu überprüfen (s. Kapitel 2 und 3.2). Zwar zeigt sich besonders bei Rachel, dass eine lebensgeschichtliche Erzählung, die körperbiografisch gefüllt wird, Orientierung im Erzählen gibt. Jedoch konnten beide Interviewpartnerinnen* offener als durch Abrahams Hinweise (vgl. Abraham 2002, S. 17) erwartet, über den Körper und auch intime Themen wie Sexualität erzählen. Auf den Bias, dass sich Frauen*, für die der eigene Körper ein Moment der Scham darstellt, wahrscheinlich nicht zum Interview bereit erklärt haben, wurde bereits hingewiesen (s. Kapitel 3.6). Die Ergebnisse können also vor dem Hintergrund des Samples nicht verallgemeinert werden. Hier ist auch der Datenumfang zu nennen, denn es wurden lediglich zwei Interviews analysiert. Außerdem besteht das Sample wie beschrieben aus weiß-deutschen, befähigten, normschönen, cis-gender und akademisch geprägten Frauen*. So wurden in der Arbeit marginalisierte Körper und Intersektionen nicht dezidiert berücksichtigt.

6 Zusammenfassung und Ausblick

In der vorliegenden Arbeit wurde nach den Verhältnissetzungen von Frauen* zu Schönheitsidealen und nach der Bildungsrelevanz dessen gefragt. Im theoretischen Teil wurde dafür eine Denkweise des Körpers entworfen, die den Körper einerseits als performativ gewordene Materie versteht. Die beständige Wiederholung von Schönheitsidealen wie Jugendlichkeit, Schlankheit, Authentizität und Fitness stellen solchermaßen erst den schönen oder hässlichen Körper her. Andererseits werden diskursive Körperbilder biografisch-eigensinnig angeeignet und interpretiert. Mit einer Perspektive auf Subjektivierungsprozesse kommen die Frauen* als handlungsmächtige Akteur_innen im Diskurs in den Blick, die sich mit den Körperbildern (wenn auch nur selten in einem bewussten Prozess) identifizieren können, aber auch die Möglichkeit haben, Körpernormen resignifizierend zu wiederholen. Auf solche biografisch situierten Verhältnissetzungen hin wurden zwei Körperbiografien untersucht. Dazu wurden biografisch-narrative Interviews mit Frauen* zwischen 25 und 35 Jahren geführt. Zunächst wurden die Körperbiografien von Rachel und Lucia mit Hilfe der Narrationsanalyse in ihrem Gesamtverlauf rekonstruiert und sodann Szenen, in denen die Frauen* in Bezug auf ihren Körper adressiert wurden, subjektivierungsanalytisch untersucht. Dabei zeigte sich auf erzählter Ebene, dass die befragten Frauen* aufgrund ihres Körpers als (noch) nicht normschön und als nicht urteilsfähig positioniert werden. Sie reagieren nicht sprachlich auf diese Anrufungen oder zeigen schmerzliche Identifikationen damit. Auf Erzählebene drücken sie dahingegen in der Art, wie sie die Szenen sprachlich hervorbringen, ihre Ablehnung gegenüber dem Body Shaming aus. Zwischen erzählter Ebene und Erzählen findet demnach eine Transformation des Selbstverhältnisses zu Körpernormierungen statt. Dabei werden auch die in den Anrufungen enthaltenden Normen nicht ordnungsgemäß erzählt, sondern ihr schmerzlicher oder übergriffiger Charakter dargestellt. Diese Resignifizierungen und prozessierenden Verhältnissetzungen konnten als Bildungsmoment rekonstruiert werden. Damit wird eine Möglichkeit eröffnet, Körpernormierung(en) als Kontexte für die Subjekt-Bildung zu lesen und damit Körperlichkeit und Bildung zusammen zu denken.

Für die Biografieforschung bedeuten die Ergebnisse, dass das biografische Erzählen Resignifizierungen ermöglichen und damit eine Widerstandspraxis darstellen kann. Die Subjektivierungsforschung kann daran anschließen und durch den biografischen Zugang Resignifizierungsprozesse erheben, die das Subjekt in seiner Reflexion entwirft, die aber ethnografisch kaum zu beobachten wären. In diesem Sinn kommen biografisch arbeitende

Methoden (auch für die pädagogische Praxis) als Möglichkeit des Empowerments in den Blick. Aus dem relationalen Bildungsverständnis in Bezug auf Körper folgt gleichzeitig, nicht nur Adressierte zu empowern, sondern gleichermaßen Adressierende und strukturelle Kontexte in das Körper-Bildungsdenken einzubeziehen. Dies bedeutet, dass eine Sensibilisierung für Lookismus sowie ein kritischer Umgang mit Sprache (vgl. Butler 2006, S. 50; Rose 2012, S. 416ff.) und den in ihr enthaltenden Körpernormierungen notwendig sind. Weiter ist zu fragen, welche Körperbilder mit und in bestimmten Kontexten und Praktiken - explizit wie implizit - transportiert werden. Dies schließt pädagogische Fachkräfte und Settings mit ein. Aus dem Umstand, dass die befragten Frauen* Subjektpositionen erleben, die ihnen Anerkennung (als körperliches Selbst) verwehren, kann zudem aktualisiert werden, dass pädagogische Praxis zum Ziel haben sollte, den Rahmen dessen, was anerkennungswürdig ist, zu vergrößern (vgl. Schaufler 2002, S. 8). Weiter müsste sich „[p]ädagogisches Handeln […] daran messen lassen, inwiefern es dazu beiträgt, diese Unwahrscheinlichkeit [von Resignifizierungen] ein wenig zu verringern“ (Koller 2014, S. 33). Hier werden pädagogisch Handelnde dazu aufgerufen, mögliche Subjektpositionen offen zu halten bzw. zu erweitern und Resignifizierungen zu fördern.

Mit dem Interesse für Subjektivierungsprozesse und mit Hilfe der Adressierungsanalyse wurde dem Hinweis gefolgt, die gesellschaftliche Dimension stärker und dezidierter in Biografieforschung einzubeziehen (vgl. Koller 2012, S. 156f.). Um dies zu vertiefen, könnten die Daten mit weiteren Datensorten ergänzt werden (vgl. ebd.): Eine diskursanalytische Studie könnte den Diskurs um Schönheit und darin eingelagerte Begriffe und Normen sowie körperbiografische Entwürfe weitgehender erforschen, als es in diesem Rahmen möglich war. Eine ethnografische Studie könnte erheben, wann Körper relevant und adressiert werden und inwiefern sich darauf bezogene Resignifizierungen im sozialen Handeln beobachten lassen. Hier könnten neben sprachlichen auch körperlich vollzogene Resignifizierungen beobachten werden. Gerade in pädagogischen Räumen, die Körperlichkeit lange vergessen zu haben scheinen, steht eine solche selbstkritische Forschung noch aus. Im Dualismus von Körper und Leib hat die vorliegende Arbeit die Seite des Körpers betont. Dabei wurde auf den spürenden Leib nicht nachgegangen. Folgende Fragen ließen sich daher anschließen: Welche leib-körperlichen Resonanzen erzeugen Schönheitsideale? Wie hängen der spürende Leib und Fragen der Anerkennung und Verwerfung zusammen? Welches leib-körperliche Spüren initiiert oder begleitet Resignifizierungen? Eine weitere Grenze der Arbeit ist, dass die Präsenz der Körper in der Interviewsituation nicht mit erhoben und

analysiert wurde. Da der „Leib […] immer mitspielt, so muß dieses Spiel prinzipiell auch in narrativen Interviews erkennbar werden“ (Dausien 1999, S. 187). Der Körperleib könnte als „Ebene der biographischen Artikulation“ (ebd.) in der Datenerhebung und -analyse mitberücksichtigt werden. Schließlich bieten die gängige Verortung des Themas „Schönheit“ in der Pubertät und Jugend (vgl. Flaake 2019, S. 115ff.; Fuchs, Bienert 2019, S. 10f.) Anlass zur Frage, wie ältere Frauen* zu Schönheitsidealen Bezug nehmen. Zudem wird die Verortung von Schönheit mit Weiblichkeit* zunehmend in Frage gestellt (vgl. Degele 2004, S. 24ff.), sodass eine Forschungsarbeit zu Schönheit und Männlichkeit* interessant erscheint. Außerdem hat die vorliegende Arbeit zu Körpernormierungen weitere Differenzlinien wie race, class, gender und ability nicht in den Blick genommen, sodass eine Forschungsarbeit zu den intersektionalen Diskriminierungen in Verbindung mit Lookismus aussteht. Allerdings weist die vorliegende Arbeit auf die Leerstelle des Körpers im Bildungsdenken hin und bietet eine Sichtweise an, Körper als (Subjekt-)Bildung zu denken.

Literatur

Abraham, Anke (2002). Der Körper im biographischen Kontext. Ein wissenssoziologischer Beitrag. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag GmbH.

Abraham, Anke (2017): Sprechen. In: Gugutzer, Robert; Klein, Gabriele; Meuser, Michael (Hrsg.): Handbuch Körpersoziologie – Band 2: Forschungsfelder und Methodische Zugänge. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 457-470.

Abraham, Anke (2017a): Lebenslauf und Biografie. In: Gugutzer, Robert; Klein, Gabriele; Meuser, Michael (Hrsg.): Handbuch Körpersoziologie – Band 2: Forschungsfelder und Methodische Zugänge. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 131-146.

Abraham, Anke (2018): Körper – Biografie – Bild - Zur Konstitution des Selbst im Spannungsfeld von ‚vergegenständlichtem' Körper und ‚spürendem' Leib. In: Hartung-Griemberg, Anja; Vollbrecht, Ralf; Dallmann, Christine (Hrsg.): Körpergeschichten - Körper als Fluchtpunkte medialer Biografisierungspraxen. Baden-Baden: Nomos. S. 15 – 28.

Ahmed, Sara (2002[1994]): Racialized Bodies. In: Evans, Mary; Lee, Ellie: Real Bodies – A Sociological Introduction. Basingstoke: Palgrave Macmillan. S. 46-63.

Alheit, Peter (1997): "Individuelle Modernisierung" - zur Logik biographischer Konstruktion in modernisierten modernen Gesellschaften. In: Hradil, Stefan (Hrsg.): Differenz und Integration: die Zukunft moderner Gesellschaften – Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden 1996. Frankfurt am Main: Campus Verlag. S. 941-951. In: URL: https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-139679 [letzter Zugriff: 13.11.2020].

Alheit, Peter; Dausien, Bettina (2006, 2. überarbeitete und aktualisierte Auflage): Biographieforschung in der Erwachsenenbildung. In: Krüger, Heinz-Hermann; Marotzki, Winfried (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 431-451.

Alheit, Peter; Dausien, Bettina (2009, 2. überarbeitete und erweiterte Auflage): Bildungsprozesse über die Lebensspanne: Zur Politik und Theorie lebenslangen Lernens. In: Tippelt, Rudolf; Schmidt, Bernhard (Hrsg.): Handbuch Bildungsforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 713-734.

Alkemeyer, Thomas (2009): Körpersozialisationen – Über die Körperlichkeit der Bildung und die Bildung über den Körper. In: Kursiv – Journal für Politische Bildung, Vierteljahrsschrift Heft 2/2009: Körperbildung – Ein politisches Lernfeld. Schwalbach: Wochenschau Verlag. S. 12-20.

ATVD e.V. (Alexander-Technik-Verband Deutschland) (o.J.): Was ist die Alexander-technik? In: URL: https://www.alexander-technik.org/alexander-technik/was-ist-alexander-technik.html [letzter Zugriff: 16.12.2020].

Avemann, Katharina; Kagerbauer, Linda (2017): Dicke Körper und Macht – Lookismus und Bodyismus in der Sozialen Arbeit. In: Rose, Lotte; Schorb, Friedrich: Fat Studies in Deutschland – Hohes Körpergewicht zwischen Diskriminierung und Anerkennung. Weinheim und Basel: Beltz Juventa. S. 186-203.

Bourdieu, Pierre (2000[1990]): Die biographische Illusion. In: Hoerning, Erika M. (Hrsg.): Biographische Sozialisation – Der Mensch als soziales und personales Wesen. Stuttgart: Lucius&Lucius. S. 51-60.

Breidenstein, Georg; Hirschauer, Stefan; Kalthoff, Herbert; Nieswand, Boris (2015, 2., überarbeitete Auflage): Ethnografie - Die Praxis der Feldforschung. Konstanz und München: UVK Verlagsgesellschaft mbH.

Brinkmann, Malte (2018): Verkörperungen zwischen Normalisierung und Subjektivierung – Zur Anthropologie und Sozialtheorie pädagogischer Praxis der Körperbildung und –erziehung. In: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete, 87. Jg, Heft 3/2018. S. 191-204.

Butler, Judith (1995): Körper von Gewicht – Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin: Berlin Verlag.

Butler, Judith (2001): Psyche der Macht – Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Butler, Judith (2006): Hass spricht – Zur Politik des Performativen. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Butler, Judith (2018, 19. Auflage): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Czollek, Leah Carola; Perko, Gudrun; Weinbach, Heike (2012): Praxishandbuch Social Justice und Diversity – Theorien, Training, Methoden, Übungen. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Dausien, Bettina (1996): Biographie und Geschlecht – Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Bremen: Donat Verlag.

Dausien, Bettina (1999): Geschlechterkonstruktionen und Körpergeschichten. Überlegungen zur Rekonstruktion leiblicher Aspekte des „doing gender“ in biographischen Erzählungen. In: Alheit, Peter; Dausien, Bettina; Fischer-Rosenthal, Wolfram; Hanses, Andreas; Keil, Annelie (Hrsg.): Biographie und Leib. Gießen: Psychosozial Verlag. S. 177-200.

Dausien, Bettina (2012, 2. Auflage): Differenz und Selbst-Verortung – Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Biographien als Forschungskonzept. In: Aulenbacher, Brigitte; Riegraf, Birgit: Erkenntnis und Methode – Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, Springer Fachmedien. S. 157-177.

Degele, Nina (2004): Sich schön machen – Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Degele, Nina (2008): Normale Exklusivitäten – Schönheitshandeln, Schmerznormalisieren, Körper inszenieren. In: Villa, Paula-Irene (Hrsg.): Schön Normal – Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst. Bielefeld: Transcript Verlag. S.67-84.

Degele, Nina; Winker, Gabriele (2007): Intersektionalität als Mehrebenenanalyse. In: URL: http://portal-intersektionalitaet.de/theoriebildung/ueberblickstexte/degelewinker/ [letzter Zugriff: 17.11.2020].

Duden, Barbara (2008, 2. erweitere und aktualisierte Auflage): Frauen-„Körper“: Erfahrung und Diskurs (1970-2004). In: Becker, Ruth; Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 593-607.

Fischer-Rosenthal, Wolfram; Rosenthal, Gabriele (1997): Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation. In: Hitzler, Ronald; Honer, Anne (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik – Eine Einführung. Opladen: Leske und Budrich. S. 133-164.

Flaake, Karin (2019): Die Jugendlichen und ihr Verhältnis zum Körper. Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH.

Foucault, Michel (2016[1975]): Überwachen und Strafen – Die Geburt des Gefängnisses. In: Klimke, Daniela; Legnaro, Aldo (Hrsg.): Kriminologische Grundlagentexte. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 333-343.

Friedrich, Annegret (1997): Kritik der Urteilskraft – oder: Die Wissenschaft von der weiblichen Schönheit in Kunst, Medizin und Anthropologie der Jahrhundertwende. In: Friedrich, Annegret; Haehnel, Birgit; Schmidt-Linsenhoff, Viktoria; Threuter, Christina (Hrsg.): Projektionen – Rassismus und Sexismus in der Visuellen Kultur. Marburg: Jonas Verlag. S. 164-182.

Fuchs, Monika E.; Bienert, Maren (2019): Ästhetik – Körper – Leiblichkeit. Eine Einführung. In: Bienert, Maren; Fuchs, Monika E. (Hrsg.): Ästhetik – Körper – Leiblichkeit – Aktuelle Debatten in bildungsbezogener Absicht. Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH. S. 9-14.

Ganterer, Julia (2019): Körpermodifikationen und leibliche Erfahrungen in der Adoleszenz – Eine feministisch-phänomenologische Studie zu Inter-Subjektivierungsprozessen. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Görtler, Birgit (2012): Schönheit und Weiblichkeit – eine geschlechtsspezifische Betrachtung der sozialen Ungleichheitswirkung von physischer Schönheit. In: Filter, Dagma; Reich, Jana (Hrsg.): „Bei mir bist du schön…“ – Kritische Reflexionen über Konzepte von Schönheit und Körperlichkeit. Freiburg: Centaurus Verlag & Media UG. S. 9-59.

Grube, Norbert; Magyar-Haas, Veronika (2012): Körper in Bildungsräumen: Positionierung, Anpassung, Neukonstituierung. In: Schröteler-von Brandt, Hildegard; Coelen, Thomas; Zeising, Andreas; Ziesche, Angela (Hrsg.): Raum für Bildung - Ästhetik und Architektur von Lern- und Lebensorten. Bielefeld: Transcript Verlag. S. 133-144.

Gugutzer, Robert (2006): Der *body turn* in der Soziologie – Eine programmatische Einführung. In: Gugutzer, Robert (Hrsg.): body turn – Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports. Bielefeld: Transcript Verlag. S. 9-53.

Gugutzer, Robert (2008): Alter(n) und die Identitätsrelevanz von Leib und Körper. In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie, Band 41, Heft 3. S. 182–187.

Hanses, Andreas; Richter, Petra (2011): Die soziale Konstruktion von Krankheit - Analysen biographischer Selbstthematisierungen an Brustkrebs erkrankter Frauen und ihre Relevanz für eine Neubestimmung professioneller Praxis. In: Oelerich, Gertrud; Otto,

Hans-Uwe (Hrsg.): Empirische Forschung und Soziale Arbeit - Ein Studienbuch. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 137-150.

Jäger, Siegfried (2012, 6. Auflage): Kritische Diskursanalyse – Eine Einführung. Münster: Unrast-Verlag.

Kallmeyer, Werner; Schütze, Fritz (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In: Werner, Dirk (Hrsg.): Gesprächsanalysen – Vorträge, gehalten anläßlich des 5. Kolloquiums des Instituts für Kommunikationsforschung und Phonetik, Bonn, 14.-16. Oktober 1976. Hamburg: Buske. S. 159-274.

Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs – Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Band 37, Heft 1. S. 1-29.

Koller, Hans-Christoph (1993): Biographie als rhetorisches Konstrukt. In: Fuchs-Heinritz, Werner et.al.: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 6. Jahrgang, Heft 1/1993. Opladen: Leske + Budrich. S. 33-46.

Koller, Hans-Christoph (2012): Bildung anders denken – Einführung in die Theorie transformatorischer Bildungsprozesse. Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH.

Koller, Hans-Christoph (2014): Zur Bedeutung von Butlers Subjekttheorie für die Erforschung biographischer Bildungsprozesse. In: Kleiner, Bettina; Rose, Nadine (Hrsg.): (Re-) Produktionen von Ungleichheiten im Schulalltag - Judith Butlers Konzept der Subjektivation in der erziehungswissenschaftlichen Forschung. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich. S. 21-33.

Krüger, Heinz-Hermann; Marotzki, Winfried (2006, 2. überarbeitete und aktualisierte Auflage): Biographieforschung und Erziehungswissenschaft – Einleitende Anmerkungen. In: Krüger, Heinz-Hermann; Marotzki, Winfried (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 7-9.

Küsters, Yvonne (2009, 2. Auflage): Narrative Interviews – Grundlagen und Anwendungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Langer, Antje (2011): „Körperbewusste Schule?“ – Funktionen und Adressierungen von pädagogischen Körperkonzepten. In: Keller, Reiner; Meuser, Michael (Hrsg.): Körperwissen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 317-334.

Lechner, Elisabeth (2020): Looks Matter – Von Schönheitsarbeit, Body Shaming und der lookistischen Diskriminierung von dicken Frauen. In: Sauer, Birgit; Sel, Asiye; Moritz, Ingrid (Hrsg.): Körperbilder, Körpersymbole und Bekleidungsvorschriften – Zur Repräsentation von Frauen in Werbung, Medien und Sport. Wien: Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes. S. 20-45.

Loch, Ulrike; Rosenthal, Gabriele (2002): Das narrative Interview. In: Schaeffer, Doris; Müller-Mundt, Gabriele (Hrsg.): Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung. Bern u.a.: Verlag Hans Huber. S. 221-232.

Magyar-Haas, Veronika (2012): Beschämende Vorgänge – Verhältnisse von Scham, Macht und Normierung in Kontexten der Sozialpädagogik und Sozialen Arbeit. In: Andresen, Sabine; Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.): Zerstörerische Vorgänge – Missachtung und sexuelle Gewalt gegen Kinder und Jugendliche in Institutionen. Weinheim und Basel: Beltz Juventa. S. 195-214.

Magyar-Haas, Veronika (2014): Körper-Verhältnisse in Räumen Offener Jugendarbeit. In: Sozialmagazin – Die Zeitschrift für Soziale Arbeit. Jg. 39, Heft 1-2, Weinheim: Beltz Juventa. S. 22-29.

Meckelnburg, Lou (2004): Die Entwicklung von Körperbewusstsein als Bildungsaufgabe. Marburg: Tectum Verlag.

Müller, Uta (2010): Zum Verhältnis von Körperlichkeit und Körpernormen: ethische Überlegungen. In: Mehlmann, Sabine; Ruby, Sigrid (Hrsg.): „Für dein Alter siehst Du gut aus!“ – Von der Un/Sichtbarkeit des alternden Körpers im Horizont des demographischen Wandels. Multidisziplinäre Perspektiven. Bielefeld: Transcript Verlag. S. 155-176.

Penz, Otto (2001): Metamorphosen der Schönheit – eine Kulturgeschichte moderner Körperlichkeit. Wien: Turia und Kant.

Penz, Otto (2010): Schönheit als Praxis – Über klassen- und geschlechtsspezifische Körperlichkeit. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Posch, Waltraud (1999): Körper machen Leute – Der Kult um die Schönheit. Frankfurt am Main/New York: Campus Verlag.

Posch, Waltraud (2009): Projekt Körper - Wie der Kult um die Schönheit unser Leben prägt. Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH.

Rose, Nadine (2012): Migration als Bildungsherausforderung – Subjektivierung und Diskriminierung im Spiegel von Migrationsbiographien. Bielefeld: Transcript Verlag.

Rose, Nadine (2013): Anrufungen, Identifizierungen, Resignifizierungen. – Einige Überlegungen zur Ambivalenz von Subjektbildungsprozessen in der Migrationsgesellschaft. In: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik / im Auftr. der Görres-Gesellschaft. Band 89, Heft 1. Leiden: Brill Ferdinand Schöningh. S. 160-176.

Rose, Nadine (2019): Erziehungswissenschaftliche Subjektivierungsforschung als Adressierungsanalyse. In: Geimar, Alexander; Amling, Steffen; Bosančić, Saša (Hrsg.): Subjekt und Subjektivierung. Empirische und theoretische Perspektiven auf Subjektivierungsprozesse. Wiesbaden: Springer Fachmedien, Springer Nature. S. 65-85.

Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte – Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH.

Rosenthal, Gabriele (2010): Die erlebte und erzählte Lebensgeschichte – Zur Wechselwirkung zwischen Erleben, Erinnern und Erzählen. In: Griese, Birgit (Hrsg.): Subjekt – Identität – Person? Reflexionen zur Biographieforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, Springer Fachmedien. S. 197-218.

Schäfer, Thomas; Völter, Bettina (2005): Subjekt-Positionen - Michel Foucault und die Biographieforschung. In: Völter, Bettina, Dausien, Bettina; Lutz, Helma; Rosenthal, Gabriele (Hrsg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 161-188.

Schaufler, Birgit (2002): „Schöne Frauen – starke Männer“ – Zur Konstruktion von Leib, Körper und Geschlecht. Opladen: Leske und Budrich.

Schindler, Larissa (2011): Teaching by Doing: Zur körperlichen Vermittlung von Wissen. In: Keller, Reiner; Meuser, Michael (Hrsg.): Körperwissen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 335-350.

Schreiber, Julia (2019): Körperlichkeit und Leiblichkeit im Kontext spätmoderner Optimierungsanforderungen. In: Bienert, Maren; Fuchs, Monika E. (Hrsg.): Ästhetik – Körper – Leiblichkeit – Aktuelle Debatten in bildungsbezogener Absicht. Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH. S. 117-132.

Schütze, Fritz (1976). Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung: dargestellt an einem Projekt

zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. In: Weymann, Ansgar; Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Kommunikative Sozialforschung: Alltagswissen und Alltagshandeln, Gemeindemachtforschung, Polizei, politische Erwachsenenbildung. München: Fink. S. 159-260. In: URL: https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-56350 [letzter Zugriff: 20.07.2020].

Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. Neue Praxis, 13(3). S. 283-293. In: URL: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-53147 [letzter Zugriff: 20.07.2020].

Sikorski, C.; Spahlholz, J.; Hartlev, M.; Riedel-Heller, S.G. (2016): Weight-based discrimination: an ubiquitary phenomenon? In: International Journal of Obesity, Band 40, Heft 2. London: Springer Nature, Mac Millan Publishers Limited. S. 333-337. In: URL: https://doi.org/10.1038/ijo.2015.165 [letzter Zugriff: 19.12.2020].

Villa, Paula-Irene (2003): Judith Butler. Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH.

Villa, Paula-Irene (2007): Der Körper als kulturelle Inszenierung und Statussymbol. In: Bundeszentrale für Politische Bildung (Hrsg.): Aus Politik und Zeitgeschichte. Heft 18/2007. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung. S. 18-26.

Villa, Paula-Irene (2008): Einleitung – Wider die Rede vom Äußerlichen. In: Villa, Paula-Irene (Hrsg.): Schön Normal – Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst. Bielefeld: Transcript Verlag. S. 7-20.

Villa, Paula-Irene (2008a): Habe den Mut, dich Deines Körpers zu bedienen! Thesen zur Körperarbeit in der Gegenwart zwischen Selbstermächtigung und Selbstunterwerfung. In: Villa, Paula-Irene (Hrsg.): Schön Normal – Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst. Bielefeld: Transcript Verlag. S. 245-272.

Villa, Paula-Irene (2008b): Körper. In: Baur, Nina; Korte, Hermann; Löw, Martina; Schroer, Markus (Hrsg.): Handbuch Soziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 201-217.

Villa, Paula-Irene (2011, 4. Auflage): Sexy Bodies - Eine Reise durch den Geschlechtskörper. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Wehren, Sylvia (2020): Erziehung – Körper – Entkörperung – Forschungen zur pädagogischen Theorieentwicklung. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt.

Digitales Wörterbuch der Deutschen Sprache (DWDS):

„Anthropometrie“, bereitgestellt durch das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache. In: URL: https://www.dwds.de/wb/Anthropometrie [letzter Zugriff: 02.10.2020].

„Ideal“, bereitgestellt durch das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache. In: URL: https://www.dwds.de/wb/Ideal [letzter Zugriff: 13.08.2020].

„Norm“, bereitgestellt durch das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache. In: URL: https://www.dwds.de/wb/Norm [letzter Zugriff: 13.08.2020].

„**Spitze**“, bereitgestellt durch das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache. In: URL: https://www.dwds.de/wb/Spitze#1 letzter Zugriff: 13.12.2020].

„**Vexierbild**“, bereitgestellt durch das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache. In: URL: https://www.dwds.de/wb/Vexierbild [letzter Zugriff: 26.11.2020].

Weiterführende Literatur:

Cwynar-Horta, Jessica (2016): The Commodification of the Body Positive Movement on Instagram. In: Stream: Interdisciplinary Journal of Communication, Vol. 8, No. 2. S. 36-56. In: URL: http://journals.sfu.ca/stream/index.php/stream/article/view/203/180 [letzter Zugriff: 19.03.2020].

Streeter, Rayanne Connie (2019): Are All Bodies Good Bodies?: Redefining Femininity Through Discourses of Health, Beauty, and Gender in Body Positivity. In: URL: https://vtechworks.lib.vt.edu/handle/10919/89894 [letzter Zugriff: 18.03.2020].

Anhang

Anhang 1 Offizielle Erklärungen zum Urheber_innenrecht, Veröffentlichung der Masterarbeit und elektronischen Überprüfung auf Plagiate

Hinweise zu den offiziellen Erklärungen

1. Alle drei Erklärungen sind **unverändert im Wortlaut** in **jedes Exemplar** der BA-/MA-Arbeit **fest mit einzubinden** und jeweils **im Original zu unterschreiben**.
2. In der digitalen Fassung kann auf die Unterschrift verzichtet werden. Die Angaben und Entscheidungen müssen jedoch enthalten sein.

Zu A

Bitte ergänzen Sie die notwendigen Angaben.

Zu B

Die Einwilligung kann jederzeit durch Erklärung gegenüber der Universität Bremen mit Wirkung für die Zukunft widerrufen werden.

Zu C

Das Einverständnis mit der Überprüfung durch die Plagiatsoftware *Plagscan* und der dauerhaften Speicherung des Textes ist freiwillig. Die Einwilligung kann jederzeit durch Erklärung gegenüber der Universität Bremen mit Wirkung für die Zukunft widerrufen werden.

Im Jahr 2019 wird die Software zunächst in einigen Fachbereichen eingesetzt.

Weitere Informationen zur Überprüfung von schriftlichen Arbeiten durch die Plagiatsoftware sind im Nutzungs- und Datenschutzkonzept enthalten. Diese finden Sie auf der Internetseite der Universität Bremen.

Offizielle Erklärungen von

Nachname: Ohletz-Nahrgang Vorname: Katharina

Matrikelnr.: XXX

A) Eigenständigkeitserklärung

Ich versichere, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel verwendet habe.

Alle Teile meiner Arbeit, die wortwörtlich oder dem Sinn nach anderen Werken entnommen sind, wurden unter Angabe der Quelle kenntlich gemacht. Gleiches gilt auch für Zeichnungen, Skizzen, bildliche Darstellungen sowie für Quellen aus dem Internet.

Die Arbeit wurde in gleicher oder ähnlicher Form noch nicht als Prüfungsleistung eingereicht.

Die elektronische Fassung der Arbeit stimmt mit der gedruckten Version überein.

Mir ist bewusst, dass wahrheitswidrige Angaben als Täuschung behandelt werden.

B) Erklärung zur Veröffentlichung von Bachelor- oder Masterarbeiten

Die Abschlussarbeit wird zwei Jahre nach Studienabschluss dem Archiv der Universität Bremen zur dauerhaften Archivierung angeboten. Archiviert werden:

1) Masterarbeiten mit lokalem oder regionalem Bezug sowie pro Studienfach und Studienjahr 10 % aller Abschlussarbeiten

2) Bachelorarbeiten des jeweils ersten und letzten Bachelorabschlusses pro Studienfach u. Jahr.

X Ich bin damit einverstanden, dass meine Abschlussarbeit im Universitätsarchiv für wissenschaftliche Zwecke von Dritten eingesehen werden darf.

☐ Ich bin damit einverstanden, dass meine Abschlussarbeit nach 30 Jahren (gem. §7 Abs. 2 BremArchivG) im Universitätsarchiv für wissenschaftliche Zwecke von Dritten eingesehen werden darf.

☐ Ich bin nicht damit einverstanden, dass meine Abschlussarbeit im Universitätsarchiv für wissenschaftliche Zwecke von Dritten eingesehen werden darf.

C) Einverständniserklärung über die Bereitstellung und Nutzung der Bachelorarbeit / Masterarbeit / Hausarbeit in elektronischer Form zur Überprüfung durch Plagiatssoftware

Eingereichte Arbeiten können mit der Software *Plagscan* auf einen hauseigenen Server auf Übereinstimmung mit externen Quellen und der institutionseigenen Datenbank untersucht werden.

Zum Zweck des Abgleichs mit zukünftig zu überprüfenden Studien- und Prüfungsarbeiten kann die Arbeit dauerhaft in der institutionseigenen Datenbank der Universität Bremen gespeichert werden.

X Ich bin damit einverstanden, dass die von mir vorgelegte und verfasste Arbeit zum Zweck der Überprüfung auf Plagiate auf den *Plagscan*-Server der Universität Bremen hochgeladen wird.

☐ Ich bin ebenfalls damit einverstanden, dass die von mir vorgelegte und verfasste Arbeit zum o.g. Zweck auf dem *Plagscan*-Server der Universität Bremen hochgeladen u. dauerhaft auf dem *Plagscan*-Server gespeichert wird.7

☐ Ich bin nicht damit einverstanden, dass die von mir vorgelegte u. verfasste Arbeit zum o.g. Zweck auf dem *Plagscan*-Server der Universität Bremen hochgeladen u. dauerhaft gespeichert wird.

Mit meiner Unterschrift versichere ich, dass ich die oben stehenden Erklärungen gelesen und verstanden habe. Mit meiner Unterschrift bestätige ich die Richtigkeit der oben gemachten Angaben.

Datum, Ort

Unterschrift

Anhang 2 Interviewleitfaden

Name:

Datum:

Notizen zur Kontaktaufnahme:

Vor dem Interview:

-Dank
-Hinweise zum Datenschutz, zur Anonymisierung und zur Tonbandaufnahme

Erzählaufforderung:

Wie du weißt, interessiere ich mich für deine Lebensgeschichte und deine Körpergeschichte. Ich bitte dich, zu erzählen, wie eins zum anderen kam. Du kannst anfangen, wo du möchtest, du hast so viel Zeit, wie du magst und kannst alle Erlebnisse erzählen, die dir dazu einfallen. Ich werde ersteinmal nur zuhören, mir Notizen machen und später Rückfragen stellen.

Erzählgenerierende Nachfragen:

Könntest Du mir noch mehr über die – ….zeit – erzählen? (Kindheit, Schule, Studium, Ausland, Beruf…)

Du hast vorhin die Situation XY erwähnt, könntest Du mir das noch einmal genauer erzählen?

Du erwähntest vorhin (eine Person). Fallen Dir noch mehr Situationen ein, die Du mit ihr/ihm erlebt hast?

Kannst Du Dich noch an eine Situation erinnern, wo Dir erzählt wurde, dass…

-Erzählstümpfe
-Unerzähltes

Nachfragen:

Gibt es Situationen in deinem Leben, wo du sagst, dass dein Körper einen Unterschied für Dich oder für andere gemacht hat?
War es schon mal anders? (Verhältnis zu deinem Körper, Wahrnehmung, Deutung)
Kannst du Dich an Situationen erinnern, in denen dir gesagt oder suggeriert wurde, was

über Körperlichkeit „richtig“ und „falsch“ sei?

Gibt es andere Personen, die in deinem Leben hinsichtlich Körperlichkeit wichtig sind, (Vorbilder)?

Welche Rolle spielt Schönheit für dich in deinem Leben?

Welche Rollen spielen digitale Medien dabei?

Sozio-demografische Daten:

Wie alt bist du?

Welche geschlechtliche Identität nimmst du ein?

Wo bist du aufgewachsen?

Was machst du beruflich oder studierend?

Anhang 3 Transkriptionsregeln

Personenbezogene Daten wie Orte, Namen und Daten werden anonymisiert

so <u>richtig</u> doll	betontes Wort
(lachend) (zögerlich) (laut)	nonverbale Äußerungen und Aktivitäten, Änderungen von Lautstärke und Sprachgeschwindigkeit
(formt mit den Händen einen Kreis)	Gestik, die zum Verständnis notwendig ist
immer mit/ irgendwie mit	abgebrochenes Wort oder abgebrochener Satz
Aus-nah-me, Schul- Pausenhof	Unterbrechung innerhalb eines Wortes
gesagt: „Ich möchte...“	stimmlich markierte wörtliche Rede oder Zitat
‚retreat‘	fremdsprachiges Wort
Zwei Jahr sogar!	nachdrücklich gesprochener Satz(teil)
(.)	Unterbrechung, Stocken des Redeflusses
(..) (...), (5s)	Pausen (zwei bzw. mehrere Sekunden)
vielleicht (wegen/wenn?)	schwer verständliches Wort, ggf. mit alternativer Deutung
(...?)	unverständliches Wort, unverständlicher Laut
[Hallo]	Sprachliche Äußerungen einer Person, die nicht dem Interviewsetting angehört, werden in eckigen Klammern notiert
[I: Mmh]	kurzer Einschub des anderen Sprechenden, in dem Abdruck von Textstellen in der Arbeit in eckigen Klammern
M-ehm [= nein]	Anmerkungen, die zur Verständlichkeit nötig sind
M: Und als ich dann anfing I: Mhm	Überlappende Sprecher_innenwechsel werden durch Einrücken gekennzeichnet, gleichzeitiges Sprechen steht übereinander

Anhang 4 Transkript Rachel

Das Trankskript wurde für die online verfügbare Version entfernt.

Anhang 5 Transkript Lucia

Das Trankskript wurde für die online verfügbare Version entfernt.

CD und Verzeichnis der weiteren, lediglich auf der CD veröffentlichten Anhänge

Anhang 6 Formale Analyse Rachel

Anhang 7 Strukturelle inhaltliche Beschreibung Rachel

Anhang 8 Adressierungsanalyse Rachel

Anhang 9 Formale Analyse Lucia

Anhang 10 Strukturelle inhaltliche Beschreibung Lucia

Anhang 11 Adressierungsanalyse Lucia

Diese Anhänge liegen der online verfügbaren Version nicht bei.